Erzählungen
von den
Kreuzfahrern.

Zweyte Erzählung.
Der Talisman.

Vom
Verfasser des Waverley.

Aus dem Englischen übersetzt
von
August Schäfer.

Zweytes Bändchen.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1826.

Erzählungen von den Kreuzfahrern.

Zweyte Erzählung.

Der Talisman.

Erstes Kapitel.

Der Britte auf dem Marsche sich —
Nie schloß dem Schotten an,
O Wunder doch, wenn auf den Strassen Blut
Wie Regenguß nicht rann!

Schlacht von Otterbourne.

Eine ansehnliche Schaar schottischer Krieger war zu den Kreuzfahrern gestoßen, und hatte sich, wie natürlich, unter den Oberbefehl des englischen Monarchen gestellt, indem sie, gleich seinen einheimischen Truppen, dem sächsischen und normännischen Stamme angehörten, dieselbe Sprache redeten, zum Theil sowohl englische als schottische Domainen besaßen, und in manchen Fällen durch Bande des Blutes und Wechsel-Heurathen mit einander verbunden waren. Auch gieng der Zeitraum vorher, in welchem der weit strebende Ehr-

geiz Eduard I. den Kriegen zwischen den beyden Nationen einen grausamen und giftigen Charakter lieh; denn die Engländer fochten für die Unterjochung Schottlands, und die Schotten mit der ganzen ernsten Entschlossenheit und Hartnäckigkeit, die ihrer Nation stets eigen war, für die Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit, durch die gewaltsamsten Mittel unter den ungünstigsten Umständen, und mit der grösten Verwegenheit. Bisher waren die Kriege zwischen den beyden Nationen zwar wild und häufig, allein doch nach den Grundsätzen offener Feindseligkeit geführt worden, und gestatteten jene mildernden Schattirungen, wodurch Höflichkeit und die Achtung für offene und großmüthige Feinde die Schrecken des Krieges lindern. In Friedenszeiten, und besonders wenn beyde Nationen, wie gegenwärtig, in einen Krieg verwickelt waren, der für eine gemeinschaftliche und ihnen durch ihre religiösen Ideen theuer gewordenen Sache geführt wurde, fochten daher die Krieger beyder Länder nicht selten neben einander, und ihre National-Eifersucht munterte sie bloß auf, einander in ihren Anstrengungen gegen den gemeinschaftlichen Feind zu übertreffen."

Der offene und kriegerische Charakter Richards, der zwischen seinen Unterthanen, und denen Alexanders von Schottland keinen andern Unterschied machte, als der aus ihrem Betragen auf dem Schlachtfelde hervorgieng, trug viel dazu bey, die Truppen beyder Nationen mit einander zu versöhnen. Allein in Folge seiner Krank-

heit, und der nachtheiligen Umstände, in welche sich die Kreuzfahrer versetzt sahen, begann sich die Nationalzwietracht zwischen den verschiedenen zum Kreuzzuge vereinigten Corps zu entwickeln, gerade wie alte Wunden am menschlichen Körper von Neuem aufbrechen, wenn Krankheit oder Schwäche auf sie einwirken.

Die Schotten und Engländer, die in gleichem Grade eifersüchtig, stolz und leicht zu beleidigen waren, — die erstern um so mehr, als sie die ärmere und schwächere Nation waren, begannen den Zeitpunkt, in welchem ihnen der Waffenstillstand verbot, sich gemeinschaftlich an den Saracenen zu rächen, durch innere Zwistigkeiten auszufüllen. Gleich den kämpfenden, römischen Anführern der alten Zeit, wollten die Schotten keine Obermacht anerkennen, und ihre südlichen Nachbarn nichts von Gleichheit wissen. Es gab Anklagen und Gegenbeschuldigungen, und sowohl die gemeinen Soldaten, als ihre Anführer und Befehlshaber, die zur Zeit des Sieges gute Cameraden gewesen waren, haderten mit einander zur Zeit der Widerwärtigkeit, als ob jetzt ihre Einigkeit, sowohl zum glücklichen Fortgange ihrer gemeinschaftlichen Sache, als auch zu ihrer gemeinsamen Sicherheit nicht nothwendiger, als je, gewesen wäre. Dieselbe Uneinigkeit hatte sich zwischen den Franzosen und Engländern, den Italienern und den Deutschen, und selbst zwischen den Dänen und Schweden zu zeigen begonnen; allein bloß mit derjenigen, welche die beyden auf Einer Insel geborenen Völker, die eben deß-

wegen feindlicher gegen einander gesinnt zu seyn schienen, trennte, hat sich unsere Erzählung hauptsächlich zu befassen.

Unter allen den englischen Edeln, welche ihrem Könige nach Palästina gefolgt waren, war de Vaux am meisten gegen die Schotten eingenommen; sie waren seine nahen Nachbarn, mit denen er sein ganzes Leben hindurch in geheime oder öffentliche Fehden verwickelt gewesen war, und denen er manchen Schaden zugefügt, wie auch seinerseits von ihnen nicht wenig erduldet hatte.

Seine Liebe und Ergebenheit gegen den König glich der lebhaften Anhänglichkeit des alten englischen Kettenhundes an seinen Herrn, die ihn mürrisch und unzugänglich gegen alle andern machte, selbst gegen diejenigen, welche ihm gleichgültig waren, wild und gefährlich aber gegen die, wider welche er ein Vorurtheil hegte. De Vaux hatte nie ohne Eifersucht und Mißfallen auf jedes Zeichen von Gefälligkeit oder Gunst geblickt, das sein König an die boshafte, trügerische und wilde Menschenraçe verschwendete, die jenseits eines Flusses, oder einer eingebildeten durch Wüsten und Wildnisse gezogenen Gränzlinie geboren ward, und er zweifelte selbst an dem Erfolge eines Kreuzzuges, bei welchem sie die Waffen tragen durften, indem er sie in seinem Herzen für wenig besser hielt, als die Saracenen, die er bekämpfen wollte. Es kann hinzugefügt werden, daß er, als ein derber und gerader Engländer, der nicht gewohnt war,

die geringste Zuneigung von Liebe oder Mißfallen zu verbergen, die glattzüngige Höflichkeit, welche die Schotten entweder ihren häufigen Bundsgenossen, den Franzosen, nachgeahmt, oder in Folge ihres eigenen stolzen und zurückhaltenden Charakters selbst angenommen hatten, als ein falsches und hinterlistiges Zeichen der gefährlichsten Absichten gegen ihre Nachbarn betrachtete, über die sie, wie er mit ächter englischer Zuversicht glaubte, durch offene Mannhaftigkeit nie einen Vortheil erringen konnten.

Obgleich jedoch de Vaux diese Gesinnungen gegen seine nördlichen Nachbarn hegte, und sie mit geringer Einschränkung auf alle diejenigen ausdehnte, welche das Kreuz genommen hatten, so hinderte ihn doch seine Achtung für den König und ein gewißes Gefühl der ihm durch sein Gelübde als Kreuzfahrer auferlegten Pflicht, sie anders, als dadurch an den Tag zu legen, daß er regelmäßig allen Verkehr mit seinen schottischen Waffenbrüdern vermied — ein mürrisches Stillschweigen beobachtete, wenn er gelegenheitlich mit ihnen zusammentraf, und verächtlich und höhnisch auf sie hinblickte, wenn sie ihm auf dem Marsche oder im Lager begegneten. Die schottischen Barone und Ritter waren nicht die Leute, die seine Verachtung unbemerkt oder unerwiedert ließen; und es kam so weit, daß er als der erklärte und thätige Feind einer Nation betrachtet wurde, die ihm, alles genau erwogen, nur mißfiel, und einigermaßen verächtlich schien. Ja, genauere Beobachter bemerkten,

daß, wenn er nicht die, von der Schrift gebotene Nächstenliebe, welche lange duldet und milde richtet, gegen sie hegte, er doch keineswegs der untergeordneten und beschränkten Tugend ermangelte, welche den Bedürfnissen anderer mildthätig abhilft. Der Reichthum Thomas von Gilsland verschaffte Mundvorräthe und Arzneymittel, und einige davon flossen gewöhnlich durch geheime Canäle in die Quartiere der Schotten; sein mürrisches Wohlwollen beruhte auf dem Grundsatze, daß nächst dem Freunde eines Menschen, sein Feind ihm am wichtigsten seyn müsse, und er dabey alle dazwischen stehenden Verhältnisse, als keines Gedankens würdig, übergehen müsse.

Diese Erklärung ist nöthig, damit der Leser völlig verstehen kann, was wir jetzt erzählen wollen.

Thomas de Vaux hatte den Eingang des königlichen Zeltes noch nicht weit überschritten, als er wahrnahm, was das weit schärfere Ohr des englischen Monarchen, der mit der Kunst der Minstrels nicht wenig bekannt war, sogleich entdeckt hatte, nehmlich, daß die Musik, die bis zu ihnen gedrungen war, von den Pfeifen, Schalmeyen und Pauken der Saracenen herrührte; und im Hintergrunde eines breiten, von den Zelten gebildeten Ganges konnte er einen Haufen müßiger Krieger erblicken, die um den Ort versammelt waren, wo die Musik gehört wurde, fast im Mittelpunkte des Lagers. Auch sah er, zu seinem großen Erstau-

nen, unter dem von den Kreuzfahrern verschiedener Nationen getragenen Helmen von mannigfaltiger Gestalt weiße Turbane und lange Piken, was von der Gegenwart bewaffneter Saracenen zeugte, und die großen, unförmlichen Köpfe mehrerer Kameele oder Trampelthiere, die mit Hülfe ihrer langen unverhältnißmäßigen Hälse die Menge weit überblickten.

Verwundert und mißvergnügt über einen so unerwarteten und sonderbaren Anblick, sah sich der Baron begierig nach jemand um, den er um die Ursache dieser beunruhigenden und neuen Erscheinung fragen könnte.

Die erste Person, die auf ihn zukam, erkannte er an ihrem gravitätischen und stolzen Gange sogleich für einen Spanier oder Schotten; und unmittelbar darauf murmelte er vor sich hin — „ein Schotte ist's — der vom Leoparden, — ihn habe ich, für einen seines Landes wenigstens, ziemlich gut fechten sehen.“

Abgeneigt, selbst nur eine flüchtige Frage an ihn zu richten, war er im Begriff, an Sir Kenneth mit jener mürrischen und finstern Miene vorüberzugehen, die zu sagen schien: ich kenne Dich, aber ich mag keine Gemeinschaft mit Dir haben; — allein seine Absicht ward durch den Schotten vereitelt, der geradewegs auf ihn zuging und ihn mit steifer Höflichkeit anredete: „Mein Lord de Vaux von Gilsland, ich habe den Auftrag mit Euch zu sprechen.“

„Ha!“ erwiederte der englische Baron, „mit mir? Allein sprecht Euer Verlangen aus; nur macht wenig Worte — ich habe einen königlichen Auftrag zu vollführen.“

„Der meinige berührt den König Richard noch näher,“ antwortete Sir Kenneth; „ich bringe ihm, hoffe ich, Gesundheit.“

Der Lord von Gilsland maß den Schotten mit ungläubigen Augen und erwiederte: „Du bist kein Arzt, denke ich, Herr Schotte. Fast hätte ich geglaubt, Ihr brächtet dem Könige von England Reichthum.“

Obschon dem Ritter die Art der Antwort des Barons auffiel, so entgegnete er doch in ruhigem Tone: „Gesundheit für Richard ist Ruhm und Reichthum für die Christenheit. — Allein die Zeit drängt mich; ich bitte Euch, kann ich den König sprechen?“

„Sicherlich nicht eher, werther Herr,“ sagte der Baron, „als bis ich mit Eurem Auftrage genauer bekannt bin. Die Krankenzimmer der Fürsten öffnen sich nicht allen, die es verlangen, gleich schottischen Wirthshäusern.“

„Mylord,“ sagte Kenneth, „das Kreuz, das ich gemeinschaftlich mit Euch trage, und die Wichtigkeit meines Auftrags muß mich, für jetzt, bewegen, ein Betragen zu übersehen, das ich sonst nicht erduldet haben würde. Frey gesprochen, ich bringe einen

maurischen Arzt mit, der eine Kur an König Richard vornehmen will."

„Einen maurischen Arzt!" sagte de Vaux, „und wer bürgt dafür, daß er nicht Gift statt der Arzney bringt?"

„Sein eigenes Leben, Herr Baron, — sein Kopf, den er als Unterpfand anbietet."

„Ich habe manchen entschlossenen Schurken gekannt," sagte de Vaux, „der sein Leben so gering anschlug, als es werth war, und so fröhlich nach dem Galgen zog, als ob der Henker ein Tänzchen mit ihm hätte machen wollen."

„Allein die Sache verhält sich also, Mylord," erwiederte der Schotte. „Saladin, dem niemand den Ruf eines edelmüthigen und tapfern Feindes streitig machen wird, hat diesen Arzt mit einem, der hohen Achtung, in welcher El Hakim beim Sultan steht, angemessenen, ehrenvollen Gefolge, — mit Früchten und Erfrischungen für des Königs Privatzimmer — und einer Botschaft hierhergeschickt, die wohl zwischen edlen Feinden statt finden kann, indem er seine Genesung wünscht, damit er um so eher im Stande sey, einen Besuch anzunehmen, den ihm der Sultan mit seinem bloßen Säbel in der Hand, und hunderttausend Streitern hinter sich, abstatten will. Wollt Ihr, da Ihr zum geheimen Rathe des Kö-

nigs gehört, die Güte haben, diese Kameele abladen und einige Vorkehrungen zum Empfange des gelehrten Arztes treffen zu lassen?“

„Wunderbar!“ sagte de Vaux zu sich selbst. — „Und wer will für Saladins Ehre bürgen, wenn Treulosigkeit ihn mit Einem Schlage von seinem mächtigsten Gegner befreyen würde?“

„Ich selbst will mich mit Ehre, Leben und Gut für ihn verbürgen.“

„Sonderbar!“ rief de Vaux wieder aus; „der Nordländer verbürgt sich für den Südländer — der Schotte für den Türken! — Darf ich fragen, Herr Ritter, wodurch Ihr veranlaßt wurdet, Euch in diese Angelegenheit zu mengen?“

„Ich war,“ erwiederte Sir Kenneth, „auf einer Pilgerfahrt, wobey ich zugleich einen Auftrag an den heiligen Einsiedler von Engaddi hatte.“

„Könnte der Gegenstand desselben, Herr Ritter, und die Antwort des heiligen Mannes mir nicht mitgetheilt werden?“

„Das kann nicht seyn, Mylord,“ erwiederte der Schotte.

„Ich gehöre zum geheimen Rathe von England,“ sagte der Engländer in stolzem Tone.

„Diesem Lande habe ich keinen Gehorsam geschworen,“ sagte Kenneth. „Ob ich schon dem englischen Monarchen freywillig in diesen Krieg gefolgt bin, so wurde ich doch von der allgemeinen Raths-

versammlung der Könige, Fürsten und Oberbefehlshaber der Armee des gesegneten Kreuzes abgesandt, und ihnen allein habe ich Botschaft zu überbringen."

„Ha! was sagst du?" erwiederte der stolze Baron. „Doch wisse, magst du auch Botschafter der Könige und Fürsten seyn, so soll sich doch kein Arzt dem Krankenbette Richards von England nähern, ohne daß der von Gilsland seine Einwilligung dazu gegeben hat; und wer sich gegen dieselbe einzudrängen wagt, wird mit seiner Botschaft übel ankommen."

Er wollte sich stolz wegwenden, als der Schotte ihm näher und mehr gegenüber trat, und ihn in ruhigem, aber stolzem Tone fragte, ob der Lord von Gilsland ihn für einen Edelmann und ächten Ritter halte.

„Alle Schotten sind durch ihr Geburtsrecht geadelt," antwortete Thomas de Vaux etwas ironisch; allein da er seine Ungerechtigkeit fühlte und die Gluth auf Kenneths Angesicht bemerkte, so fügte er hinzu: „Es wäre Sünde, zu zweifeln, daß Ihr ein guter Ritter seyd, wenigstens für den, der Euch Eure Pflicht gut und wacker thun sah."

„Gut denn," sagte der schottische Ritter, durch die Freymüthigkeit der letztern Erklärung befriedigt, „laßt mich Euch nun schwören, Thomas von Gilsland, daß, so wahr ich ein ächter Schotte bin, — was ich für einen so großen Vorzug halte, als meinen alten Adel — und so wahr ich ein umgür=

teter Ritter bin und hierher gekommen, um Lob und Ruhm in diesem sterblichen Leben, und Vergebung meiner Sünden in dem zukünftigen zu erwerben — so wahr, und bey dem gesegneten Kreuze, das ich trage, betheure ich Euch, daß ich nur das Wohl des Richard Löwenherz wünsche, indem ich die Dienste des muselmännischen Arztes empfehle."

Die Feyerlichkeit dieser Erklärung verfehlte ihre Wirkung auf den Engländer nicht, und er antwortete mit mehr Herzlichkeit, als bisher: „sage mir, Ritter vom Leoparden, zugegeben (was ich nicht bezweifle) daß du selbst in dieser Sache überzeugt bist, ist es wohl räthlich, in einem Lande, wo die Vergiftungskunst so allgemein ist, als die Kochkunst, diesen unbekannten Arzt seine Arzneywaaren auf einen Monarchen anwenden zu lassen, dessen Gesundheit der Christenheit so theuer ist?"

„Mylord," erwiederte der Schotte, „ich kann nichts antworten, als daß mein Waffenträger, der einzige meines Gefolges, den mir Krieg und Krankheit gelassen haben, neulich an demselben Fieber, das in der Person des tapfern König Richard das Hauptglied unsrer heiligen Unternehmung entkräftet hat, gefährlich darnieder lag. Dieser Arzt, dieser El Hakim, hat kaum seit zwei Stunden seine Kunst an ihm versucht, und bereits ist er in einen erquickenden Schlaf gesunken. Daß er die verderbliche Krankheit heilen kann, bezweifle ich nicht; daß er auch den

Willen

Willen dazu hat, ist glaube ich durch seine Sendung vom Sultan verbürgt, der treuherzig und bieder ist, in so weit ein verblendeter Ungläubiger es seyn kann; und für den etwaigen Erfolg kann die Gewißheit der Belohnung, im Falle des Gelingens, und die Bestrafung, im Falle eines absichtlichen Fehlschlagens, eine hinlängliche Gewähr seyn."

Der Engländer hörte mit zu Boden gesenkten Blicken zu, wie einer, der zweifelt, doch nicht abgeneigt ist, sich überzeugen zu lassen. Endlich blickte er auf und sagte: „Kann ich Euren kranken Schildknappen sehen, Herr Ritter?"

Der schottische Ritter zauderte und erröthete; doch antwortete er endlich: „sehr wohl, Mylord von Gilsland; allein Ihr müßt Euch erinnern, wenn Ihr mein armseliges Quartier seht, daß die schottischen Edeln und Ritter nicht so gut speisen, nicht so sanft schlafen, und sich nicht so sehr um die Pracht der Wohnungen bekümmern, als ihre südlichen Nachbarn. Meine Wohnung ist armseelig, mein Lord von Gilsland;" fügte er mit einem stolzen Nachdrucke hinzu, und führte ihn, nicht ohne einigen Widerwillen, nach seinem einstweiligen Wohnorte.

So groß auch de Vaux's Vorurtheile gegen die Nation seines neuen Bekannten waren, und obschon wir nicht läugnen wollen, daß einige derselben durch die sprüchwörtliche Armuth dieses Volkes erregt worden waren, so besaß er doch zu großen Edelmuth,

als daß er sich über die Demüthigung eines biedern Mannes gefreut hätte, der sich genöthigt sah, eine Dürftigkeit aufzudecken, die sein Stolz gerne verborgen hätte.

„Schande über den Krieger des Kreuzes" sagte er, „der an weltlichen Glanz oder wollüstige Bequemlichkeit denkt, wenn er zur Eroberung der heiligen Stadt vorrükt. Mag es uns auch noch so hart ergehen, wir werden doch noch immer besser daran seyn, als die Schaar der Märtyrer und Heiligen, die vor uns diese Gegenden betraten, und jetzt goldene Lampen und immer-grünende Palmen halten."

Dieß war die bildlichste Rede, die man je von de Vaux vernommen hatte, was vielleicht, (wie es manchmal geschieht) auch daher kommen mochte, daß sie nicht ganz seine eigenen Empfindungen ausdrückte, da er einigermaßen ein Freund von Wohlleben und glänzender Einrichtung war. Unterdessen erreichten sie den Ort des Lagers, wo der Ritter vom Leoparden seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Der Anschein ließ in der That keine Verletzung der Büßungsgesetze vermuthen, denen sich die Kreuzfahrer, der von Lord Gilsland ausgedrückten Meynung zufolge, unterwerfen sollten. Eine Fläche, groß genug, um vielleicht nach der von den Kreuzfahrern befolgten Art, das Lager abzumessen, dreißig Zelte zu umfassen, war zum Theil leer, weil der Ritter aus Prunksucht soviel Raum verlangt hatte, als für

sein anfängliches Gefolge hinreichend gewesen wäre — zum Theil aber auch mit wenigen elenden, aus Zweigen gebauten, und mit Palmblättern bedeckten Hütten, besetzt. Diese Wohnungen schienen ganz verlassen und einige derselben waren baufällig. Die im Mittelpunkte gelegene Hütte, die das Zelt des Führers vorstellte, zeichnete dessen Fahne in der Gestalt eines Schwalbenschwanzes aus; an die Spitze eines Speers befestigt, hing sie regungslos herab, als ob sie durch die sengenden Strahlen der asiatischen Sonne entkräftet worden wäre. Allein weder Pagen noch Schildknappen, selbst nicht ein einziger Wächter, befand sich bey dem Sinnbilde lehensherrlicher Macht und ritterlicher Würde. Wenn ihr Ruf sie nicht vor Beschimpfungen sicherte, so hatte sie keine andere Schutzwache.

Sir Kenneth warf einen schwermüthigen Blick um sich her; allein er unterdrückte seine Gefühle, trat in die Hütte, und gab dem Baron von Gilsland ein Zeichen, ihm zu folgen. Auch er warf einen forschenden Blick umher, der ihm Mitleid einflößte, das nicht ganz unvermengt mit Verachtung war, mit der es vielleicht eben so nahe verwandt ist, als mit der Liebe. Er neigte hierauf seinen stattlichen Helmbusch, und trat in eine niedrige Hütte, die seine stämmige Gestalt fast ganz anzufüllen schien.

Das Innere der Hütte war fast ganz durch zwey

Betten eingenommen. Das eine war leer; es bestand aus gesammelten Blättern und war mit einem Antilopen-Felle bedeckt. Nach den, neben demselben liegenden Rüstungsstücken, und einem sorgfältig und ehrerbietig obenan gestellten silbernen Cruzifix zu urtheilen, schien es das Lager des Ritter Kenneth selbst zu seyn. Das andere enthielt den Kranken, von dem Sir Kenneth gesprochen hatte; er war ein stark gebauter Mann mit rauhen Gesichtszügen, und, wie seine Blicke bezeugten, über das mittlere Alter hinaus. Sein Lager war weicher als das seines Herrn, und es lag am Tage, daß die feinern Kleider des Letztern, der weite Rock, in dem sich die Ritter bey friedlichen Gelegenheiten zeigten, und die andern kleinern Putz- und Kleidungsstücke von Sir Kenneth zur Bequemlichkeit seines kranken Dieners angewendet worden waren. In einem äußern Theile der Hütte, der noch im Gesichtskreise des englischen Barons lag, kniete ein Knabe mit Halbstiefeln von Thierhäuten, einer blauen Mütze und einem Wamse, dessen ursprünglicher Schmuck schon sehr verblichen war, neben einem Kohlbecken, und buck auf einer eisernen Platte die Gerstenbrode, die damals, wie jetzt noch, eine Lieblingsnahrung des schottischen Volkes waren. Ein Stück von einer Antilope hing an einem der Hauptpfosten der Hütte, und es war nicht schwer zu errathen, wie man es bekommen hatte; denn ein großer Jagdhund, edler an Gestalt und Aussehen, als

selbst diejenigen, welche König Richards Krankenbett bewachten, lag da, dem Geschäfte des Brodbackens zusehend. Das kluge Thier begann bey ihrem Eintritte ein dumpfes Knurren, das aus seiner tiefen Brust gleich einem fernen Donner ertönte. Allein der Hund sah seinen Herrn und gab seine Freude über dessen Gegenwart durch Wedeln und Niederkriechen zu erkennen, indem er sich dabey jeder ungestümmeren und lebhafteren Begrüßung enthielt, als ob ihn sein edler Instinkt die Schicklichkeit des Stillschweigens in einem Krankenzimmer gelehrt hätte.

Neben dem Lager saß, auf einem, ebenfalls aus Thierhäuten bestehenden, Polster, mit übereinandergeschlagenen Beinen, nach morgenländischer Sitte, der maurische Arzt, von welchem Sir Kenneth gesprochen hatte. Das unvollkommene Licht zeigte wenig von ihm, außer daß der untere Theil seines Gesichts mit einem langen schwarzen Barte bedeckt war, der bis auf seine Brust herabreichte, daß er einen hohen Tolpach, eine tartarische Mütze von astrachaner Wolle trug, deren Farbe eben so dunkel war, und daß sein weiter Caftan oder türkischer Rock ebenfalls dunkelfarbig war. Zwey durchdringende, ungemein glänzende Augen, waren die einzigen Punkte seines Gesichtes, die in der ihn umgebenden Dunkelheit unterschieden werden konnten. Der englische Lord blieb mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu schweigend stehen; denn ungeachtet der Rauheit seines Be-

tragens im Allgemeinen, würde doch der Anblick einer standhaft und ohne Klage oder Murren ertragenen, bedrängten und dürftigen Lage Thomas de Vaux mehr Ehrfurcht eingeflößt haben, als aller Glanz und Prunk eines königlichen Audienz-Zimmers, falls dieses Audienz-Zimmer nicht das des Königs Richard gewesen wäre. Eine Zeitlang hörte man nichts als das schwere und regelmäßige Athmen des Kranken, der in tiefer Ruhe zu liegen schien.

„Er hat seit sechs Nächten nicht geschlafen," sagte Kenneth, „wie mich sein junger Wärter versichert hat."

„Edler Schotte," sagte Thomas de Vaux, die Hand des schottischen Ritters mit größerer Herzlichkeit drückend, als er durch Worte an den Tag legen wollte; „der Sache muß abgeholfen werden; Euer Schildknappe wird zu schlecht gespeist und gepflegt."

In dem letztern Theile dieser Rede erhob er seine Stimme zu ihrem gewöhnlichen entschiedenen Tone. Der Schlummer des Kranken ward dadurch gestört.

„Mein Herr," murmelte er, „edler Sir Kenneth, schmecken Euch nicht wie mir die Wasser des Clyde kalt und erfrischend nach den salzigen Quellen Palästinas."

„Er träumt von seiner Heimath und ist glücklich in seinem Traume," flüsterte Sir Kenneth dem Lord von Gilsland zu. Allein kaum hatte er diese

Worte gesprochen, als der Arzt sich von seinem Platze erhob, die Hand des Kranken, dessen Puls er sorgfältig beobachtet hatte, ruhig auf das Bett niederlegte, auf die zwey Ritter zuging, beyde bey der Hand faßte, und sie mit der Bitte, still zu bleiben, nach der Vorderseite der Hütte führte.

„Im Namen Isa Ben Mariams," sagte er, „den wir verehren, wie Ihr, obgleich nicht mit demselben blinden Aberglauben, stört nicht die Wirkung der gesegneten Arzney, die er zu sich genommen hat. Ihn jetzt aufwecken ist Tod, oder Beraubung der Vernunft; allein kehrt zu der Stunde zurück, wo der Muezzin vom Minaret zum Abendgebete in der Moskee ruft, und wenn er bis dahin ungestört bleibt, so verspreche ich Euch, dieser nemliche fränkische Soldat soll, unbeschadet seiner Gesundheit, im Stande seyn, ein kurzes Gespräch mit Euch über jeden Gegenstand zu halten, über den einer von Euch, und besonders sein Herr, ihn zu fragen haben mag.

Die Ritter zogen sich in Folge des gebieterischen Befehls des Arztes zurück, der die Wichtigkeit des morgenländischen Sprichworts, daß das Krankenzimmer des Patienten das Königreich des Arztes sey, vollkommen zu begreifen schien.

Sie hielten inne und blieben an der Thüre der Hütte stehen. Sir Kenneth mit der Miene eines Menschen, der erwartet, daß sein Besucher Abschied nimmt, — und de Vaux, als ob ihm etwas auf dem

tragens im Allgemeinen, würde doch der Anblick einer standhaft und ohne Klage oder Murren ertragenen, bedrängten und dürftigen Lage Thomas de Vaux mehr Ehrfurcht eingeflößt haben, als aller Glanz und Prunk eines königlichen Audienz-Zimmers, falls dieses Audienz-Zimmer nicht das des Königs Richard gewesen wäre. Eine Zeitlang hörte man nichts als das schwere und regelmäßige Athmen des Kranken, der in tiefer Ruhe zu liegen schien.

„Er hat seit sechs Nächten nicht geschlafen," sagte Kenneth, „wie mich sein junger Wärter versichert hat."

„Edler Schotte," sagte Thomas de Vaux, die Hand des schottischen Ritters mit größerer Herzlichkeit drückend, als er durch Worte an den Tag legen wollte; „der Sache muß abgeholfen werden; Euer Schildknappe wird zu schlecht gespeist und gepflegt."

In dem letztern Theile dieser Rede erhob er seine Stimme zu ihrem gewöhnlichen entschiedenen Tone. Der Schlummer des Kranken ward dadurch gestört.

„Mein Herr," murmelte er, „edler Sir Kenneth, schmecken Euch nicht wie mir die Wasser des Clyde kalt und erfrischend nach den salzigen Quellen Palästinas."

„Er träumt von seiner Heimath und ist glücklich in seinem Traume," flüsterte Sir Kenneth dem Lord von Gilsland zu. Allein kaum hatte er diese

Worte gesprochen, als der Arzt sich von seinem Platze erhob, die Hand des Kranken, dessen Puls er sorgfältig beobachtet hatte, ruhig auf das Bett niederlegte, auf die zwey Ritter zuging, beyde bey der Hand faßte, und sie mit der Bitte, still zu bleiben, nach der Vorderseite der Hütte führte.

„Im Namen Isa Ben Mariams,“ sagte er, „den wir verehren, wie Ihr, obgleich nicht mit demselben blinden Aberglauben, stört nicht die Wirkung der gesegneten Arzney, die er zu sich genommen hat. Ihn jetzt aufwecken ist Tod, oder Beraubung der Vernunft; allein kehrt zu der Stunde zurück, wo der Muezzin vom Minaret zum Abendgebete in der Moskee ruft, und wenn er bis dahin ungestört bleibt, so verspreche ich Euch, dieser nemliche fränkische Soldat soll, unbeschadet seiner Gesundheit, im Stande seyn, ein kurzes Gespräch mit Euch über jeden Gegenstand zu halten, über den einer von Euch, und besonders sein Herr, ihn zu fragen haben mag.

Die Ritter zogen sich in Folge des gebieterischen Befehls des Arztes zurück, der die Wichtigkeit des morgenländischen Sprichworts, daß das Krankenzimmer des Patienten das Königreich des Arztes sey, vollkommen zu begreifen schien.

Sie hielten inne und blieben an der Thüre der Hütte stehen. Sir Kenneth mit der Miene eines Menschen, der erwartet, daß sein Besucher Abschied nimmt, — und de Vaux, als ob ihm etwas auf dem

Herzen läge, das ihn verhinderte, dieß zu thun; — der Hund aber war ihnen indessen aus dem Zelte gefolgt, und drängte jetzt seine lange rauhe Schnautze in die Hand seines Herrn, als ob er bescheiden um ein Zeichen seiner Güte nachsuchte. Kaum war seinem Wunsche durch ein freundliches Wort und eine flüchtige Liebkosung genügt, als er, voll Begierde seine Dankbarkeit und Freude über die Rückkehr seines Gebieters auszudrücken, in voller Eile, mit ausgestrecktem Schweife, die Kreuz und die Quer, durch die verfallenen Hütten und die beschriebene Fläche rannte, ohne jedoch den von der Fahne seines Herrn beschützten Umkreis zu überschreiten. Nach einigen Sprüngen dieser Art kehrte der Hund zu seinem Gebieter zurück, verfiel aus seiner lustigen Laune wieder in seine gewöhnliche Ernsthaftigkeit und Nüchternheit in Gebärde und Betragen, und schien gleichsam darüber beschämt, daß irgend etwas seine bedächtige Selbstbeherrschung zu beeinträchtigen vermocht hatte.

Beyde Ritter sahen mit Vergnügen zu; denn Sir Kenneth war mit Recht stolz auf seinen edlen Hund, und der englische Baron wußte als Jagdfreund die Verdienste des Thiers gebührend zu würdigen.

„Ein recht tüchtiger Hund" sagte er; „ich glaube, König Richard hat keinen Alan, der es mit ihm aufnehmen kann, wenn er ebenso wacker, als schnell ist. Allein laßt mich Euch in allen Ehren und in al-

ler Güte fragen, ob Ihr den Befehl nicht kennt, daß Niemand unter dem Range eines Grafen im Lager des König Richard Jagdhunde halten darf, ohne die königliche Erlaubniß, die, wie ich glaube, Euch nicht ertheilt worden ist? — Ich spreche als Stallmeister."

„Und ich antworte als ein freyer schottischer Ritter" sagte Sir Kenneth in ernstem Tone. „Für jetzt folge ich dem Banner Englands, allein ich kann mich nicht erinnern, daß ich mich je dessen Forst-Gesetzen unterworfen hätte, auch ist meine Achtung vor ihnen nicht so groß, daß ich mich entschließen könnte, dieß zu thun. Wenn die Trompete zu den Waffen ruft, so ist mein Fuß im Steigbügel, sobald als nur irgend ein anderer, — wenn sie zum Angriffe schallt, so ist meine Lanze nicht die letzte, die eingelegt wird. Allein was meine freien oder müssigen Stunden betrifft, so hat König Richard kein Recht, meine Erholung zu beschränken."

„Dessen ungeachtet," sagte de Vaux, „ist es eine Thorheit, des Königs Befehle zu mißachten — ich will Euch daher mit Eurer Erlaubniß, da ich in dieser Sache ein Wort zu sprechen habe, einen Freibrief für meinen Freund da senden."

„Ich danke Euch," sagte der Schotte kalt, „allein er kennt das mir zugetheilte Quartier, und innerhalb desselben kann ich ihn selbst schützen; — und doch," sagte er, plötzlich seinen Ton ändernd, „dieß ist bloß eine kalte Erwiederung einer wohlgemeinten

Güte. Ich danke Euch recht herzlich, Mylord. Die Stallmeister oder Piqueurs des Königs möchten Roswal wehrlos finden, und ihm ein Leid zufügen, das ich vielleicht schnell rächen würde, und so könnte Unheil daraus entstehen. Ihr habt so viel von meiner Haushaltung gesehen, Mylord," setzte er lächelnd hinzu, „daß ich mich nicht zu schämen brauche, wenn ich gestehe, daß Roswal unser Haupt-Lieferant ist; und ich hoffe unser Löwenherz wird nicht dem Löwen in der Fabel gleichen, der auf die Jagd ging, und die ganze Beute für sich allein behielt. Ich kann nicht glauben, daß er einen armen Edelmann, der ihm treulich folgt, sein Bischen Jagd-Vergnügen und sein Stückchen Wildpret mißgönt, besonders wo andere Nahrung schwer zu bekommen ist."

„Bei meiner Treue, Ihr laßt dem Könige bloß Gerechtigkeit wiederfahren," sagte der Baron. „Und doch liegt etwas in den Worten: Jagd und Wildpret, das unsern normännischen Fürsten den Kopf ganz schwindeln macht."

„Wir haben," sagte der Schotte, „neulich von Barden und Pilgern gehört, daß Eure geächteten Freisassen sich in großen Banden in den Grafschaften York und Nottingham zusammengerottet haben, und an ihrer Spitze ein tüchtiger Bogenschütze, genannt Robin Hood, mit seinem Lieutenant Little John, steht. Ich glaube, es wäre besser, Richard

milderte sein Forstgesetzbuch in England, anstatt daß er es in dem heiligen Lande durchzusetzen sucht."

„Eine böse Sache, Herr Kenneth," erwiederte de Vaux, die Achseln zuckend, wie einer, der einem gefährlichen oder unangenehmen Thema ausweichen will – „eine tolle Welt, Herr Ritter, ich muß Euch jetzt Lebewohl sagen, und sogleich ins Zelt des Königs zurückkehren. Zur Vesper werde ich, mit Eurer Erlaubniß, Euer Quartier wieder besuchen, und mit jenem ungläubigen Arzte sprechen. Ich wollte Euch indessen, würdet Ihr es nicht als eine Beleidigung ansehen, etwas zur Verbesserung Eurer Kost schicken."

„Ich danke Euch, Mylord," sagte Sir Kenneth; „aber es braucht das nicht; Roswal hat bereits meine Speisekammer für zwey Wochen versorgt, da die Sonne Palästinas zwar Krankheiten verursacht, aber auch das Wildpret trocknet."

Die zwey Krieger verabschiedeten sich weit freundschaftlicher, als sie zusammen gekommen waren; doch ehe sie sich trennten, erkundigte sich Thomas de Vaux genau über die nähern Umstände der Sendung des morgenländischen Arztes, und erhielt von dem schottischen Ritter das Beglaubigungs-Schreiben, das er von Seiten Saladins an den König zu überbringen hatte.

Zweites Kapitel.

Ein weiser Arzt, der unsre Wunden heilt,
Er nüzt der Menschheit mehr als Heeresschaaren.
Pope's Iliade.

„Das ist eine sonderbare Geschichte, Ritter Thomas,“ sagte der kranke Monarch, als er die Erzählung des treuen Barons von Gilsland angehört hatte; „bist Du überzeugt, daß dieser Schotte ein wackerer und redlicher Mann ist?“

„Ich kann in dieser Sache nichts sagen, mein Gebieter;“ erwiederte der eifersüchtige Gränz-Nachbar; „ich wohne ein wenig zu nahe bey den Schotten, um große Redlichkeit unter ihnen zu finden, da ich sie stets artig und falsch gefunden habe. Allein dieser beträgt sich wie ein ehrlicher Mann, wäre er auch ein Teufel wie er ein Schotte ist; das muß ich von ihm sagen, wenn ich gerecht seyn will.“

„Und sein Betragen als Ritter — was sagst Du davon de Vaux?“ fragte der König.

„Es ist mehr Eure als meine Sache, mein Gebieter, das Benehmen der Krieger zu beobachten, und ich stehe dafür, Ihr habt das Betragen des Ritters vom Leoparden bemerkt. Man hat vortheilhaft von ihm gesprochen.“

„Und mit Recht, Thomas,“ sagte der König, „wir waren selbst Zeugen. Wir haben in der That,

wenn wir uns an die Fronte der Schlachtordnung stellen, die Absicht, zu sehen, wie unsere Lehensleute und Begleiter sich benehmen, und hegen keineswegs, wie manche vermuthet haben, den Wunsch, eiteln Ruhm für uns selbst zu erndten. Wir kennen die Eitelkeit des menschlichen Lobes, das nur Rauch ist, und nicht zur Erringung desselben, sondern aus ganz andern Absichten schnallen wir unsere Rüstung an."

De Vaux war bestürzt, als er von dem Könige eine Erklärung vernahm, die mit seinem Charakter so wenig übereinstimmte, und glaubte anfänglich, daß nichts als die Nähe des Todes ihn vermocht haben könne, so abschätzig vom Kriegsruhme zu sprechen, der sein wahres Lebens=Princip war. Als er sich aber erinnerte, daß er den königlichen Beichtvater in dem äussern Zelte gesehen hatte, so war er klug genug, diese vorübergehende Selbsterniedrigung als eine Folge der Ermahnungen des ehrwürdigen Mannes zu betrachten, und ließ den König, ohne Erwiederung fortfahren.

„Ja," fuhr Richard fort, „ich habe in der That bemerkt, wie dieser Ritter seine Pflicht thut. Mein Commandostab wäre keinen Pfifferling werth, wenn er meiner Beobachtung entgangen wäre; — und schon früher hätte ich ihm Beweise meiner Güte gegeben, wenn ich nicht auch seinen vermessenen und kühnen Dünkel bemerkt hätte."

„Mein Lehnsherr," sagte der Baron von Gilsland, als er die Veränderung auf dem Gesichte des Königs bemerkte, „ich fürchte, ich habe Eurem Willen zuwider gehandelt, indem ich seinen Uebermuth selbst einigermaßen unterstützt habe."

„Wie, de Multon, du," sagte der König, die Stirne runzelnd und in einem Tone mißmuthigen Erstaunens sprechend — „du hast seine Frechheit unterstützt! — das kann nicht seyn!"

„Eure Majestät werden verzeihen, wenn ich in Erinnerung bringe, daß mir mein Amt das Recht verleiht, Männern von edlem Blute die Freiheit zu gewähren, sich einen oder zwey Hunde, zum Behufe der edlen Jagdkunst, innerhalb des Lagers zu halten; und zudem wäre es Sünde gewesen, ein so edles Thier, wie der Hund dieses Ritters ist, zu beschädigen."

„Ist er denn so hübsch?" — sagte der König.

„Das vollkommenste Geschöpf des Himmels," entgegnete der Baron, der ein enthusiastischer Liebhaber des Waidwerks war; — „von der edelsten nordischen Raçe — mit tiefer Brust — starkem Schweife, schwarz von Farbe, scheckig auf der Brust und an den Füssen, nicht weiß gefleckt, sondern ins Grau schattirt — stark, um einen Stier zu Boden zu werfen — schnell, um eine Gazelle einzuholen."

Der König lachte über seine Begeisterung. „Gut, du hast ihm die Erlaubniß gegeben, den Hund zu

halten, und damit hat die Sache ein Ende. Allein sey nicht zu freygebig unter diesen Abenteuerern, die von keinem Fürsten oder Anführer abhängen — sie sind undankbar, und werden in Palästina endlich kein Wild übrig lassen — allein, was den gelehrten Heyden betrifft — sagtest du nicht, der Schotte habe ihn in der Wüste getroffen?"

„Nein, mein Lehnsherr, der Schotte erzählte die Sache also: — er wurde an den alten Einsiedler von Engaddi abgeschickt, von dem die Leute so viel sprechen —"

„Tod und Hölle!" rief Richard zürnend aus. „Von wem abgeschickt, und weßwegen? Wer wagte es, jemanden dorthin zu schicken, während unsere Königin in dem Kloster von Engaddi, auf ihrer für unsere Genesung unternommenen Wallfahrt, war?"

„Die Rathsversammlung des Kreuzzugs sandte ihn, mein Gebieter," antwortete der Baron de Vaux; „weßwegen, wollte er mir nicht sagen. Ich glaube, es ist kaum in dem Lager bekannt, daß Eure königliche Gemahlin sich auf einer Pilgerfahrt befindet, — ich wenigstens wußte es nicht."

„Gut, die Sache soll untersucht werden. — Dieser Schotte also, dieser Abgeordnete traf einen reisenden Arzt in der Grotte von Engaddi."

„Nicht so, mein gnädiger Fürst, allein er traf in der Nähe dieses Ortes mit einem saracenischen Emir zusammen, mit dem er einen Zweykampf be-

stand, und als er sah, daß er der Gesellschaft tapferer Männer würdig war, so zogen sie mit einander, wie irrende Ritter pflegen, nach der Grotte von Engaddi."

Hier hielt de Vaux inne; denn er gehörte nicht zu denen, die eine lange Geschichte in Einem Zuge erzählen können.

„Und trafen sie hier den Arzt?" fragte Richard ungeduldig.

„Nein, mein gnädigster Fürst," erwiederte de Vaux; sondern der Saracene, der die schwere Krankheit Eurer Majestät erfuhr, versprach, Saladin zu bewegen, Euch seinen eigenen Arzt, mit vielen Versicherungen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit, zu senden. Der Arzt kam daher zur Grotte, nachdem der Schotte über einen Tag lang auf ihn gewartet hatte. Trommeln und Atabalen und Bediente zu Pferd und zu Fuß begleiteten ihn, als ob er ein Fürst wäre; auch hat er ein Beglaubigungsschreiben von Saladin mitgebracht."

„Ist es von Giacomo Loredani untersucht worden?"

„Ich zeigte es dem Dolmetscher, ehe ich es hierher brachte, und hier ist dessen Inhalt auf englisch."

Richard nahm eine Rolle, die folgende Worte enthielt: — „Der Segen Allah's und seines Propheten Mohammed („fort mit dem Hunde!" sagte Richard, mit Verachtung ausspuckend), Saladin, König der Könige, Sultan von Aegypten und Syrien,

das Licht und die Zuflucht der Erde, entbeut dem großen Melech Ric, Richard von England, seinen Gruß. Sobald uns kund worden ist, daß die Hand der Krankheit schwer auf dir, unserem königlichen Bruder, lastet, und daß du nur solche christliche und jüdische Aerzte um dich hast, die ohne den Segen Allah's und unseres heiligen Propheten wirken; — („Verderben über sein Haupt!" murmelte der englische Monarch wieder) haben wir, um dich zu dieser Zeit zu bedienen und zu pflegen, unsern Leibarzt, Adonebec El Hakim gesandt, vor dessen Angesicht der Engel Azrael seine Schwingen ausbreitet und von dem Krankenzimmer weicht, der die Kräfte der Kräuter und Steine, die Bahn der Sonne, des Mondes und der Sterne kennt, und den Menschen von allem retten kann, was nicht auf seiner Stirne geschrieben steht. Und dies thun wir mit der herzlichen Bitte, seine Geschicklichkeit zu ehren und von ihr Gebrauch zu machen, und zwar nicht nur, damit wir deinem Verdienste und deiner Tapferkeit, die der Ruhm aller Nationen Frangistans ist, dienen, sondern auch, damit wir den Streit, der gegenwärtig zwischen uns herrscht, entweder durch eine ehrenvolle Uebereinkunft, oder durch einen Versuch mit unsern Waffen in offenem Felde zu einem Ende bringen mögen; in Erwägung, daß es weder deinem Range noch deinem Muthe angemessen ist, den Tod eines Sclaven zu sterben, der von seinem Zuchtmeister zu übermäßiger Ar-

heit angehalten wurde, noch auch unserem Ruhme geziemt, daß ein tapferer Gegner durch eine solche Krankheit unserem Schwerdte entrissen wird. Und daher mag der Heilige —

„Halt, halt!" rief Richard, „ich will nichts mehr von seinem hündischen Propheten wissen! Der Gedanke, daß der tapfere und würdige Sultan an einen todten Hund glaubt, kränkt mich tief. — Ja, ich will seinen Arzt sehen. Ich will mich diesem Hakim anvertrauen — ich will dem edlen Sultan seine Großmuth vergelten, — ich will im Felde mit ihm zusammentreffen, wie er so mannhaft vorschlägt, und er soll keine Ursache haben, Richard von England undankbar zu nennen. Ich will ihn mit meiner Streitart zu Boden schlagen. Ich will ihn zur heiligen Kirche mit Streichen bekehren, wie er selten erduldet hat — er soll seine Irthümer vor meinem guten Schwerdte widerrufen, und ich will ihn auf dem Schlachtfelde aus meinem eigenen Helme taufen, wäre auch das Reinigungswasser mit unserem Blute vermengt. Beeile dich, de Multon! warum verschiebst du einen so ergötzlichen Ausgang? Hole den Hakim hierher." —

„Mein Gebieter," sagte der Baron, der vielleicht in diesem Uebermaaße von Zutrauen eine Mitwirkung des Fiebers erblickte — „Bedenkt, der Sultan ist ein Heide und Ihr seyd sein furchtbarster Feind. —"

„Dieß muß ihn um so mehr bewegen, mir in

dieser Sache zu dienen, damit nicht ein armseliges Fieber den Streit zwischen solchen zwey Königen beende. Ich sage dir, er liebt mich, wie ich ihn liebe — wie Edle stets einander lieben. Bey meiner Ehre, es wäre Sünde, an seiner Redlichkeit zu zweifeln."

„Dennoch, mein gnädiger Fürst, wäre es gut, den Erfolg dieser Arzneien bey dem schottischen Ritter abzuwarten; mein eigenes Leben hängt davon ab; denn werth wäre ich, wie ein Hund zu sterben, wenn ich in dieser Sache voreilig verfahren, und das Wohl des Christenthums Schiffbruch leiden lassen würde."

„So viel ich weiß, hast du bisher nie aus Furcht vor dem Tode gezaudert, sagte Richard, im Tone des Vorwurfs."

„Das würde ich auch jetzt nicht, mein Lehnsherr," erwiederte der starkmüthige Baron, „wenn nicht Euer Leben so gut als das meinige dabey auf dem Spiele stünde."

„Nun gut, du argwöhnischer Mensch; gehe denn, und beobachte die Wirkungen dieses Heilmittels. Ich möchte fast wünschen, daß es mich entweder heilte oder tödtete; denn ich bin es müde, hier zu liegen, wie ein an der Viehseuche sterbender Ochse, während draußen Trommeln wirbeln, Pferde stampfen, und Trompeten schmettern."

Der Baron entfernte sich eiligst, jedoch mit dem Entschlusse, seinen Auftrag zuvor einem Geistlichen mitzutheilen, da sich sein Gewissen bey dem Gedanken,

daß sein Gebieter von einem Ungläubigen bedient werden solle, etwas belastet fühlte.

Der Erzbischoff von Tyrus war der erste, dem er seine Zweifel anvertraute, da er das Ansehen kannte, in welchem er bey seinem Herrn, dem König Richard, stand, der diesen einsichtsvollen Prälaten liebte und ehrte. Der Bischoff vernahm de Vaur's Zweifel mit jener Schärfe des Verstandes, wodurch sich die römisch-katholische Geistlichkeit auszeichnet. Die religiösen Bedenklichkeiten des Barons behandelte er mit so großer Sorglosigkeit, als die Schicklichkeit ihm gegen einen Layen über einen solchen Gegenstand an den Tag zu legen erlaubte.

„Die Aerzte," sagte er, „sind gleich den Arzneyen, die sie anwenden, oft nützlich, obschon die einen durch Geburt oder Sitten die niedrigsten unter den Menschen seyn können, wie die Andern in manchen Fällen aus den gemeinsten Stoffen gezogen werden. Die Menschen mögen sich in ihrer Noth des Beystands der Heyden und Ungläubigen bedienen, und man hat Ursache zu glauben, daß Ein Grund wenigstens, warum ihnen gestattet ist, auf Erden zu bleiben, darin besteht, daß sie zum Wohlseyn und zur Bequemlichkeit der wahren Christen beytragen — so machen wir erlaubterweise aus heydnischen Gefangenen Sclaven. — „Ferner," fuhr der Prälat fort, „ist kein Zweifel, daß die ersten Christen von den Diensten der unbekehrten Heyden Gebrauch machten;

— so waren in dem Schiffe von Alexandria, auf welchem der heilige Apostel Paulus nach Italien segelte, die Schiffsleute ohne Zweifel Heyden; doch was sagte der heilige Apostel, als ihr Beistand nöthig war? Nisi hi in navi manserint, vos salvi fieri non potestis. — Wenn diese Männer nicht im Schiffe bleiben, so könnt ihr nicht gerettet werden; ferner sind die Juden eben so gut Ungläubige, als die Mahomedaner. Allein fast alle Aerzte in dem Lager sind Juden, und diese werden ohne Aergerniß oder Bedenken gebraucht. Deßwegen kann man sich gar wohl der Dienste der Mahomedaner in dieser Hinsicht bedienen. — Quod erat demonstrandum.

Diese Schlußfolge entfernte die Gewissenszweifel des Thomas de Vaux, auf den die lateinische Stelle einen besondern Eindruck machte, weil er kein Wort davon verstand.

Allein weit weniger fließend war des Bischofs Rede, als er die Möglichkeit eines treulosen Verfahrens von Seiten des Saracenen erwog, und hier kam er zu keiner so schnellen Entscheidung.

Der Baron zeigte ihm das Beglaubigungs-Schreiben. Er las es, und las es wieder, und verglich das Original mit der Uebersetzung. „Es ist ein seltsam zubereitetes Gericht für König Richards Gaumen, und ich kann nicht umhin, gegen den verschmitzten Saracenen Verdacht zu hegen. Sie sind geschickt in der Kunst der Vergiftung, und können die Gifte so

mischen, daß sie wochenlang auf das Schlachtopfer wirken, während welcher Zeit der Thäter mit Muße entweichen kann. Sie können Tuch und Leder, ja selbst Papier und Pergament, mit dem feinsten Gifte schwängern — Unsere Frau verzeihe mir! Und warum halte ich dieses Beglaubigungsschreiben, da ich dieses doch weiß, so nahe an mein Gesicht; nehmt es Sir Thomas, nehmt es geschwind!"

Mit diesen Worten überreichte er es dem Baron mit ausgestrecktem Arme und mit einem Anscheine von Eile. „Allein kommt, mein Lord de Vaux," fuhr er fort, „wir wollen zum Zelte dieses kranken Knappen, um daselbst zu erfahren, ob dieser Hakim wirklich die Heilkunst besitzt, deren er sich rühmt, ehe wir überlegen, ob man ihm in Sicherheit gestatten kann, seine Kunst an König Richard in Ausübung zu bringen. Doch halt! Laßt mich zuerst meine Riechbüchse nehmen, denn diese Fieber sind ansteckend wie die Pest. Ich rathe Euch, getrockneten Rosmarin, in Essig getaucht, zu gebrauchen. Auch ich verstehe etwas von der Heilkunst.

„Ich danke Eur. Hochwürden," erwiederte Thomas von Gilsland, „allein hätte das Fieber Gewalt über mich, so würde ich es schon lange am Bette meines Königs bekommen haben."

Der Bischof von Tyrus erröthete; denn er hatte stets die Gegenwart des kranken Richard zu meiden gesucht, und er bat den Baron, voranzugehen. Als

sie vor der armseligen Wohnung, in der Kenneth vom Leoparden und sein Schildknappe wohnten, ankamen, so sagte der Bischof zu dem Lord de Vaux: „nun wahrhaftig, Mylord, diese schottischen Ritter bekümmern sich weniger um ihre Diener, als wir um unsere Hunde. Hier ist ein Ritter, der, wie man sagt, tapfer in der Schlacht ist, und dem zur Zeit des Waffenstillstandes wichtige Aufträge anvertraut werden können; allein sein Schildknappe wohnt hier schlechter, als in dem elendesten Hundsstalle in England. Was sagt Ihr von Euerm Nachbarn?"

„Daß ein Herr genug für seinen Diener thut, wenn er ihm keine schlechtere Wohnung anweist, als seine eigene ist," sagte de Vaux, und trat in die Hütte.

Der Bischof folgte nicht ohne offenbaren Widerwillen; denn ob es ihm schon in einigen Hinsichten nicht an Muth fehlte, so war dieser doch durch eine starke und lebhafte Rücksicht auf seine Sicherheit gemildert. Er erinnerte sich jedoch an die Nothwendigkeit, die Geschicklichkeit des arabischen Arztes persönlich zu beurtheilen, und trat mit einer feyerlichen Würde in die Hütte, die, seiner Meinung nach, dem Fremden Ehrfurcht gebieten sollte.

Die Gestalt des Prälaten war in der That ehrfurcht-erregend. In seiner Jugend war er ausgezeichnet schön gewesen, und selbst im Alter wollte er noch so scheinen. Sein bischöfliches Gewand war von der

reichsten Art, mit kostbarem Pelz besetzt, und mit einem kunstreich gestickten Chorrocke umgeben. Die Ringe an seinen Fingern waren eine ansehnliche Baronie werth, und seine, wegen der Hitze aufgeheftete und zurückgeworfene Mütze hatte Schnallen von reinem Golde. Sein langer, vom Alter versilberter Bart wallte über die Brust herab. Von zwei jungen Meßdienern, die ihm folgten, erzeugte der eine einen künstlichen Schatten, der damals dem Osten eigen war, indem er über seinem Haupte einen Sonnenschirm von Palmblättern trug, während der andere seinem ehrwürdigen Herrn mit einem Fächer von Pfauenfedern Kühlung zuwehte.

Als der Bischoff in die Hütte des schottischen Ritters trat, war der Herr abwesend; und der maurische Arzt, den er zu sehen gekommen war, saß noch in derselben Stellung, in der de Vaux ihn vor einigen Stunden verlassen hatte, mit übereinandergeschlagenen Beinen, auf einer Matte von geflochtenen Blättern, neben dem Patienten, der in tiefem Schlummer lag, und dessen Puls er von Zeit zu Zeit befühlte.

Der Bischoff blieb zwei oder drei Minuten schweigend vor ihm stehen, als ob er von Seiten des Saracenen eine ehrenvolle Begrüßung, oder wenigstens ein ehrfurchtsvolles Erstaunen über seine würdevolle Erscheinung erwartete. Allein Adonebeck El Hakim würdigte ihn blos eines flüchtigen Blickes, und als der Prälat ihn endlich in der lingua franca begrüßte,

so antwortete er blos mit dem gewöhnlichen orientalischen Gruße; „Salam Alicum — Friede sey mit dir!“

„Bist du ein Arzt, Ungläubiger?“ sagte der Bischoff, durch diesen kalten Empfang etwas gekränkt.

„Ich möchte mit Dir über die Heilkunst sprechen?“

„Wenn du etwas von der Heilkunst verstündest,“ antwortete El Hakim, „so würdest du wissen, daß Aerzte keine Berathschlagungen oder Verhandlungen im Krankenzimmer ihres Patienten halten. Höre,“ fuhr er fort, als man das dumpfe Knurren des Jagdhundes aus der innern Hütte vernahm, „selbst der Hund könnte Dich Vernunft lehren, Ulemat. Sein Instinkt lehrt ihn, sein Bellen in der Nähe des Kranken zu unterlassen. — Komme mit mir aus dem Zelte,“ sagte er aufstehend und vorangehend, „wenn du mir etwas zu sagen hast.“

Trotz der einfachen Kleidung des saracenischen Arztes, und trotz seiner kleinen Statur, in Vergleichung mit dem hochgestalteten Prälaten und dem gigantischen englischen Baron, lag doch etwas Ausdrucksvolles in seinem Benehmen und seiner Gesichtsbildung, das den Bischoff abhielt, seinen Unwillen über diese rücksichtslose Behandlung an den Tag zu legen. Als sie ausserhalb der Hütte waren, blickte er Adonebec mehrere Minuten lang schweigend an, ehe er über die beste Art, das Gespräch zu erneuern, einig werden konnte. Keine Locken waren unter der hohen le=

dernen Mütze des Arabers zu sehen, wodurch auch zum Theil eine Stirne verhüllt wurde, die hoch, glatt und frey von Runzeln war, wie die Wangen, da wo sie unter dem Schatten seines langen Bartes gesehen werden konnten. Das Durchdringende seiner schwarzen Augen haben wir schon früher bemerkt.

Der Prälat, über sein jugendliches Aussehen betroffen, machte endlich einem Schweigen ein Ende, das der andere eben nicht gar schnell unterbrechen zu wollen schien, indem er den Araber fragte, wie alt er sey.

„Die Jahre gewöhnlicher Menschen," sagte der Saracene, „werden nach ihren Runzeln, die der Weisen nach ihren Studien gezählt. Ich wage es nicht, mich älter zu nennen, als Einhundert Umwälzungen der Hegira. *)"

Der Baron von Gilsland, der diese Worte buchstäblich nahm, und deßwegen glaubte, der Saracene behaupte, er sey 100 Jahre alt, blickte mit zweifelhaften Blicken auf den Prälaten, der zwar El Hackim's Meinung besser verstand, allein blos durch ein geheimnißvolles Kopfschütteln antwortete. Der Baron nahm wieder eine wichtige Miene an, als er ihn, kraft seines Amtes, fragte, was für ein Zeugniß er von seiner Geschicklichkeit in der Heilkunde aufweisen könne.

*) Er meinte, seine Kenntnisse seyen der Art, daß sie in hundert Jahren hätten erlernt werden können.

„Ihr habt das Wort des mächtigen Saladin," sagte der Weise, seine Mütze zum Zeichen der Ehrfurcht berührend, „ein Wort, das nie gegen Freund oder Feind gebrochen wurde. Was verlangst du weiter, Nazarener?"

„Ich möchte einen augenscheinlichen Beweis deiner Geschicklichkeit haben," sagte der Baron, „und ohne diesen näherst du dich dem Krankenlager des Königs nicht."

„Der Ruhm des Arztes," sagte der Araber, „beruht auf der Genesung seines Kranken. Betrachte diesen Waffenträger, dessen Blut durch das Fieber vertrocknet war, das euer Lager mit Gerippen gebleicht hat, und gegen das die Kunst Eurer Nazarenerärzte so viel vermochte, als ein seidenes Wams gegen eine Lanze von Stahl vermag. Betrachte seine Finger und Aerme, die gleich den Klauen und Schenkeln des Kranichs abgezehrt sind. Der Tod hatte ihn diesen Morgen angepackt, allein wäre Azrael auf der einen Seite des Lagers gewesen, und ich auf der andern, so hätte seine Seele nicht von seinem Körper getrennt werden können. Störe mich nicht mit weiteren Fragen, sondern warte den entscheidenden Augenblick ab, und betrachte in stiller Bewunderung den wunderbaren Erfolg."

Der Arzt bediente sich nun seines Astrolabiums, das das Orakel morgenländischer Wissenschaft war, und wartete mit ernster Aufmerksamkeit, bis die be-

stimmte Zeit des Abendgebets gekommen war. Dann sank er auf die Kniee nieder, das Gesicht gegen Mecca gekehrt, und sagte die Gebete her, die den Arbeitstag des Moslemah beschließen.

Der Bischof und der englische Baron blickten einander indessen mit Zeichen der Verachtung und des Unwillens an, hielten es aber nicht für rathsam, El Hakim in seinen Andachtsübungen zu unterbrechen, so unheilig sie ihnen auch erschienen.

Der Araber erhob sich von der Erde, auf die er sich niedergeworfen hatte, gieng in die Hütte, in der sich der Kranke befand, und zog aus einer kleinen silbernen Büchse einen Schwamm, der vielleicht in eine aromatische Distillation getaucht war; denn, als er ihn dem Schlafenden an die Nase hielt, nieste derselbe, wachte auf, und blickte wild umher. Es war ein schauerlicher Anblik, als er fast nackt auf dem Lager saß, und seine Beine und Knorbeln sich dem Auge so deutlich zeigten, als ob sie nie mit Fleisch bekleidet gewesen wären. Sein Gesicht war lang und mit Runzeln durchfurcht, allein sein Auge, das anfangs unstät umherschwärmte, wurde nach und nach ruhiger. Er schien die Gegenwart seines vornehmen Besuches zu bemerken, denn er machte einen schwachen Versuch, sich zum Zeichen der Ehrfurcht die Bedeckung von seinem Kopfe zu ziehen, als er mit demüthiger Stimme nach seinem Herrn fragte.

„Kennt Ihr uns?“ sagte der Lord von Gilsland.

„Nicht ganz, gnädiger Herr," erwiederte der Schildknappe in schwachem Tone. „Mein Schlaf war lang und voll Träume. Doch weiß ich, daß Ihr ein großer englischer Lord seyd, wie sich dies an dem rothen Kreuze erkennen läßt; und dieser ist ein heiliger Prälat, um dessen Segen ich, ein armer Sünder, flehe."

„Du hast ihn — Benedictio Domini sit vobiscum —" sagte der Prälat, das Zeichen des Kreuzes machend, ohne jedoch dem Bette des Kranken näher zu treten.

„Eure Augen sind Zeugen," sagte der Araber, „daß das Fieber bezwungen ist. — Er spricht mit Ruhe und Besinnung, — sein Puls schlägt so ruhig, wie der Eurige; untersucht seine Schläge selbst."

Der Prälat lehnte den Versuch ab, allein der entschlossenere Baron stellte ihn an und überzeugte sich, daß das Fieber in der That verschwunden war.

„Das ist höchst wunderbar," sagte der Ritter, den Bischof anblickend; „der Mann ist sicherlich hergestellt. Ich muß diesen Arzt sogleich in König Richards Zelt führen. Was meinen Eure Ehrwürden?"

„Bleibt, laßt mich die seine Kur vollenden, ehe ich die andere beginne," sagte der Araber; „ich will mit Euch gehen, wenn ich meinem Patienten die zweyte Schaale dieses heiligen Elexirs gereicht habe."

Mit diesen Worten zog er eine silberne Schaale hervor, füllte sie mit Wasser aus einer neben dem

Bette stehenden Kürbisflasche, nahm dann einen kleinen, aus Netzwerk gemachten, und mit Silber durchwirkten seidenen Beutel, dessen Inhalt die Umstehenden nicht entdecken konnten, tauchte ihn in die Schaale, und blickte ungefähr 5 Minuten lang schweigend in dieselbe. Den umstehenden Zuschauern schien während der Operation ein Aufbrausen statt zu haben, das sich aber sogleich wieder legte.

„Trink," sagte der Arzt zu dem Kranken — „schlafe und erwache munter und gesund."

„Und mit diesem so einfach scheinenden Tranke willst du einen Monarchen kuriren?" fragte der Bischof.

„Ich habe einen Bettler kurirt, wie Ihr sehen könnt," erwiederte der Weise. „Sind die Könige von Frangistan aus anderem Thone gemacht?"

„Laßt uns augenblicklich mit ihm zum Könige gehen," sagte der Baron von Gilsland. „Er hat gezeigt, daß er das Geheimniß besitzt, das ihm seine Gesundheit wieder zu geben vermag. Wenn Richard es verschmäht, so glaube ich selbst, daß alle Macht der Arzney an ihm verloren ist."

Als sie im Begriff standen, die Hütte zu verlassen, erhob der Kranke seine Stimme, in so weit es seine Schwäche erlaubte, und rief: „Ehrwürdiger Vater, edler Ritter, und Ihr gütiger Arzt, wollt Ihr haben, daß ich schlafe und gesund werde, so sagt mir um

Gottes willen, was aus meinem theuern Herrn geworden ist?"

„Er ist auf einer fernen Reise, Freund," erwiederte der Prälat, „auf einer ehrenvollen Sendung, die ihn einige Tage beschäftigen wird."

„Nein," sagte der Baron von Gilsland, „warum sollte man den armen Menschen täuschen? — Freund, Dein Herr ist ins Lager zurückgekehrt, und du wirst ihn augenbliklich sehen."

Dankbar hielt der Kranke seine Hände gen Himmel empor, und widerstand nicht länger der einschläfernden Kraft des Elexirs, sondern sank in einen sanften Schlümmer.

„Ihr seyd ein besserer Arzt, als ich, Sir Thomas," sagte der Prälat; „eine angenehme Unwahrheit schickt sich besser für ein Krankenzimmer, als eine bittere Wahrheit."

„Wie meint Ihr das, ehrwürdiger Herr?" sagte de Vaux hastig, „glaubt Ihr, ich werde eine Unwahrheit sagen, um das Leben eines Dutzend solcher Leute, wie er ist, zu retten?"

„Ihr sagtet," erwiederte der Bischoff mit augenscheinlicher Unruhe; — „Ihr sagtet, der Herr des Schildknappen sey zurückg ehrt, — den Ritter vom Leoparden meine ich." —

„Ja er ist zurückgekehrt," sagte de Vaux; — „Ich sprach erst vor einigen Stunden mit ihm. Dieser gelehrte Arzt kam in seiner Gesellschaft!"

„Heilige Jungfrau! warum sagtet ihr mir nichts von seiner Rückkehr?" rief der Bischoff in sichtbarer Bestürzung aus.

„Sagte ich nicht, daß ebendieser Ritter vom Leoparden in Gesellschaft dieses Arztes zurückgekehrt sey? — Ich glaube wenigstens, daß ich es gesagt habe!" entgegnete de Vaur gleichgültig; „doch was hat seine Rückkehr mit der Geschicklichkeit des Arztes oder der Heilung Sr. Majestät zu thun?" —

„Viel, Sir Thomas, sehr viel," sagte der Bischoff, die Hände zusammenpressend, seinen Fuß gegen den Boden stemmend, und unwillkührliche Zeichen von Unruhe von sich gebend. „Doch, wo kann er nun seyn, dieser Ritter?" —

— Gott sey mit uns — hier können gefährliche Irrthümer obwalten!" —

„Jener Sklave in dem äußern Raume" sagte de Vaur, nicht wenig über die Gemüthsbewegung des Bischoffs verwundert, „kann uns wahrscheinlich sagen, wohin der Ritter gegangen ist."

Der Pursche wurde herbei gerufen, und in einer ihnen fast unverständlichen Sprache gab er ihnen endlich zu verstehen, daß ein Offizier den Ritter in das königliche Zelt, einige Zeit vor ihrer Ankunft in dem seinigen, gerufen habe. Die Unruhe und Bestürzung des Bischoffs schien aufs Höchste zu steigen, und fiel selbst dem Baron auf, obschon dieser weder ein scharfer Beobachter, noch von Natur argwöhnisch war.

Allein

Allein mit seiner Unruhe schien sein Wunsch, sie zu bezwingen und zu verbergen, zu wachsen. Schnell nahm er von de Vaux Abschied, der ihm voll Erstaunen nachblickte, und nachdem er in stiller Verwunderung die Achseln gezuckt hatte, den arabischen Arzt in das Zelt des Königs Richard führte.

Drittes Kapitel.

Verdacht ist eine schwere Rüstung, und
Belästigt mehr als sie beschützt.

Lord Byron.

Der Baron von Gilsland gieng langsamen Tritts, und mit bekümmerter Miene nach dem königlichen Zelte. Er setzte großes Mißtrauen in seine Fähigkeit, ausgenommen auf dem Schlachtfelde, und sich keiner großen Scharfsicht bewußt, begnügte er sich gewöhnlich damit, über Umstände zu staunen, die ein aufgeweckterer Kopf zu erforschen und zu begreifen gestrebt, oder doch zum Gegenstand des Nachdenkens gemacht haben würde. Allein selbst ihm kam es ganz ausserordentlich vor, daß die Aufmerksamkeit des Bischoffs plötzlich von jeder Betrachtung über die wunderbare Kur, deren Augenzeugen sie gewesen waren, und über die dadurch rzeugte Wahrscheinlichkeit der Genesung Richards durch Erkundigungen über einen bettelhaften schottischen Ritter abgelenkt wurde, der, in den Augen des Barons, eines der unwichtigsten

und verächtlichsten Mitglieder des Adels war. Troß seiner Gewohnheit, bei vorübergehenden Ereignissen den passiven Zuschauer zu spielen, zerbrach sich daher der Baron den Kopf mit ungewohnten Versuchen, Muthmaßungen über die Ursache dieser Erscheinung anzustellen.

Endlich kam er plötzlich auf den Gedanken, das Ganze könnte wohl eine, innerhalb des Lagers der Verbündeten angezettelte Verschwörung gegen König Richard seyn, welcher der Bischoff, der von manchen als ein weltkluger und eben nicht sehr bedenklicher Mann geschildert wurde, wahrscheinlicherweise beigetreten war. Zwar gab es, seiner eigenen Meinung zu Folge, keinen vollkommeneren Charakter, als den seines Herrn; denn Richard war der Spiegel der Ritterschaft, das Oberhaupt der christlichen Anführer, und gehorchte in allen Punkten den Geboten der heiligen Kirche; weiter giengen de Vaux's Ideen von Vollkommenheit nicht. Allein er wußte, daß es, obwohl unverdienterweise, stets das Schicksal seines Herrn war, sich durch seine Thaten und seine Handlungsweise ebensowohl Vorwürfe und Mißfallen zuzuziehen, als Ehre und Ansehen zu erringen; und daß es im Umkreise des Lagers sogar, und unter den eidlich zum Kreuzzuge verpflichteten Fürsten viele gab, die alle Hoffnungen des Sieges dem Vergnügen aufgeopfert haben würden, Richard von England ins Verderben zu stürzen, oder wenigstens zu demüthigen.

„Deßwegen,“ sagte der englische Baron zu sich selbst, „ist es keineswegs unmöglich, daß dieser El Hakim mit seiner anscheinenden Kur an dem schottischen Schildknappen nur einen listigen Streich spielen wollte, an dem der Ritter vom Leoparden, und selbst der Bischoff von Tyrus, obgleich er Prälat ist, Antheil haben.

Diese Muthmaßung ließ sich freilich nicht so leicht mit der Bestürzung vereinigen, die der Bischoff bei der Nachricht an den Tag legte, daß, seiner Erwartung zuwider, der schottische Ritter plötzlich ins Lager der Kreuzfahrer zurückgekommen sey. Allein de Vaux stand blos unter der Herrschaft seiner allgemeinen Vorurtheile, die ihm den sichern Glauben eingaben, daß ein schlauer italienischer Priester, ein falschherziger Schotte, und ein ungläubiger Arzt, eine Mischung von Ingredienzen bildeten, aus der alles Böse und nichts Gutes fließen könne. Er beschloß jedoch seine Bedenklichkeiten geradezu dem Könige vorzutragen, von dessen Beurtheilungskraft er fast eine eben so hohe Meinung hegte, als von seiner Tapferkeit.

Indessen hatten ganz andere Ereignisse statt gehabt, als Thomas de Vaux vermuthete. Kaum hatte er das königliche Zelt verlassen, als Richard, in Folge seiner natürlichen, und durch das Fieber noch höher gesteigerten Ungeduld, über sein langes Ausbleiben zu murren begann, und ein lebhaftes Verlangen nach seiner Rückkehr an den Tag legte. Er hatte genug ver-

sucht, jene Reizbarkeit zu besänftigen, wodurch sein körperliches Uebelbefinden so sehr vergrößert wurde. Er hatte seine Wärter bestürmt, ihm Unterhaltung zu verschaffen, und selbst zum Breviere des Priesters, zur Romanze des Erzählers und zur Harfe seines Lieblingssängers vergebens seine Zuflucht genommen. Endlich, einige Stunden vor Sonnenuntergang, und folglich lange, bevor er einen genügenden Bericht von dem Erfolge der Kur, die der Araber unternommen hatte, erwarten konnte, schickte er, wie wir bereits gehört haben, einen Boten nach dem Ritter vom Leoparden ab, in der Absicht durch eine genauere Nachricht über die Ursache seiner Abwesenheit vom Lager, und über die Umstände seines Zusammentreffens mit diesem Arzte aus dem Munde des Ritters selbst seine Ungeduld zu besänftigen.

Der schottische Ritter erschien, auf diesen Befehl, vor dem Könige, wie ein Mann, dem solche Scenen nicht fremd waren. Er war dem Könige von England, dem Aussehen nach, kaum bekannt, wiewohl er, fest an seinem Range haltend, und andächtig in der Verehrung der Dame seines Herzens, nie bei den Gelegenheiten gefehlt hatte, wo die Freigebigkeit und Gastfreundschaft Englands den Hof des Monarchen dieses Landes allen öffnete, die einen gewißen Rang in der Ritterschaft hatten. Fest blickte der König auf den seinem Bette sich nähernden Ritter; Sir Kenneth aber bog das Knie auf einen Augen-

blick, erhob sich dann und stand vor ihm in einer ehrerbietigen, aber nicht unterwürfigen oder demüthigen Stellung.

„Dein Name," sagte der König, „Ist Kenneth vom Leoparden — von wem hast Du den Ritterrang erhalten? —"

„Vom Schwerdte Wilhelms, des Löwen von Schottland," erwiederte der Schotte.

„Eine Waffe" sagte der König, „wohl würdig Ehre zu ertheilen; auch ist sie auf keine unwürdige Schulter gelegt worden. Wir haben im Gedränge der Schlacht ritterlich und tapfer dich benehmen gesehen, wo Hülfe am nöthigsten war; und längst hättest du erfahren, daß deine Verdienste uns bekannt sind, wenn nicht deine Anmaßung in andern Stücken der Art gewesen wäre, daß du für deine Verdienste keinen bessern Lohn, als Verzeihung für dein Vergehen verlangen kannst. Was sagst Du dazu?"

Kenneth versuchte zu sprechen, allein er war nicht im Stande, sich deutlich auszudrücken; das Bewußtseyn seiner zu hochstrebenden Liebe, und der scharfe Falkenblick, womit Löwenherz sein Innerstes zu durchdringen schien, setzten ihn in Bestürzung.

„Und doch," sagte der König; „obschon Soldaten dem Befehle gehorchen, und Vasallen ehrerbietig gegen ihre Obern seyn sollen, können wir einem tapfern Ritter eine größere Beleidigung verzeihen,

als das bloße Halten eines Jagdhundes, wäre es auch unserer ausdrücklichen Verordnung zuwider."

Fest heftete Richard den Blick auf das Gesicht des Schotten, und sah, mit innerem Lächeln, wie seine Züge sich durch die Wendung, die er seiner allgemeinen Anklage gegeben hatte, milderten.

„Erlaubt, gnädiger Herr," sagte der Schotte, „Eure Majestät müssen gegen uns arme schottische Edelleute in dieser Sache nachsichtig seyn. Wir sind ferne von Hause, haben geringe Einkünfte, und können uns nicht so gut erhalten, wie Eure begüterten Edlen, die bey den Lombarden Credit haben. Die Saracenen sollen unsere Streiche um so stärker fühlen, da wir von Zeit zu Zeit ein Stück getrocknetes Wildpret mit unsern Kräutern und Gerstenkuchen essen."

„Es liegt nichts daran, um meine Erlaubniß nachzusuchen," sagte Richard, „da Thomas de Vaux, der, wie alle um mich her, thut, was ihm am Besten dünkt, Dir bereits die Erlaubniß zur Jagd und Falkenbeize ertheilt hat!"

„Bloß zur Jagd," sagte der Schotte; „allein wenn Ew. Majestät geruhten, mir auch das Privilegium zur Falkenbeize zu ertheilen, und geneigt sind, mir einen Falken anzuvertrauen, so getraue ich mir, Eure königliche Tafel mit einigen Wasservögeln zu versehen."

„Ich fürchte, wenn Du nur einmal den Falken hättest, so würdest Du kaum auf die Erlaubniß warten. Ich weiß wohl, man hat draußen gesagt, wir von der Linie Anjou rügen Vergehungen gegen unsere Forstgesetze so stark als Hochverrath. Braven und würdigen Männern können wir aber Vergehungen verzeihen. — Doch genug hievon. — Ich wünschte von Euch zu erfahren, Herr Ritter, warum und auf wessen Befehl Ihr unlängst eine Reise nach der Wildniß von Engaddi und vom todten Meere unternahmet?"

„Auf Befehl der Rathsversammlung der Fürsten des heiligen Kreuzzuges," erwiederte der Ritter.

„Und wie wagte es jemand, einen solchen Befehl zu geben, da ich — sicherlich nicht der Geringste im Bunde — nichts davon wußte?"

„Erlauben Eure Hoheit," sagte der Schotte, „es war nicht meine Sache, nach solchen Umständen zu fragen. Ich bin ein Soldat des Kreuzes, der ohne Zweifel gegenwärtig unter dem Banner Eurer Majestät dient, und auf die Erlaubniß dazu stolz ist, der aber doch immerhin das heilige Symbol für die Rechte der Christenheit und die Wiedereroberung des heiligen Grabs genommen hat, und daher verpflichtet ist, ohne Widerrede den Befehlen der Fürsten und Anführer zu gehorchen, die das heilige Unternehmen leiten. Daß Krankheit, (doch, wie ich hoffe, nur auf kurze Zeit) Eure Majestät von jenen Rathsversammlungen, in

denen Ihr eine so mächtige Stimme habt, ausschließt, das muß ich mit der ganzen Christenheit beklagen; allein als Krieger muß ich denen gehorchen, welchen das gesetzliche Recht des Befehlens zusteht, oder ich würde sonst nur ein schlechtes Beyspiel in dem christlichen Lager geben."

„Du sprichst gut," sagte König Richard; „und der Tadel fällt nicht auf Dich, sondern auf diejenigen, mit denen ich, wenn es dem Himmel gefällt, mich von diesem verwünschten Bette der Pein und Unthätigkeit aufstehen zu lassen, strenge Rechnung halten werde. Was war der Inhalt Deiner Botschaft?"

„Mit Erlaubniß Ew. Hoheit," erwiederte Sir Kenneth, „mir scheint es, dieß könnte am besten von denjenigen erforscht werden, die mich absandten, und folglich die Gründe meiner Botschaft angeben können; da ich hingegen bloß von der äussern Form Nachricht geben kann."

„Hintergehe mich nicht, Schotte! — es wäre schlimm für Deine Sicherheit;" sagte der reizbare Monarch.

„Meine Sicherheit, gnädiger Herr," erwiederte der Ritter in festem Tone, „habe ich als ein unbedeutendes Ding hinter mich geworfen, als ich mich dieser Unternehmung weihte, indem ich mehr meine unsterbliche Wohlfahrt als die Erhaltung meines irdischen Leibes im Auge hatte."

„Bey der heiligen Messe," sagte König Richard, „Du bist ein braver Pursche! Höre Du, Ritter, ich liebe das schottische Volk: sie sind kühn, obgleich mürrisch und widerspenstig, und ich halte sie im Ganzen für redliche Leute, obschon die Nothwendigkeit sie manchmal zur Verstellung gezwungen hat. Ich verdiene einige Liebe von ihnen; denn ich habe freiwillig gethan, was sie weder mir, noch meinen Vorgängern durch Waffengewalt hätten abdringen können. — Ich habe die Festungen Roxburgh und Berwick, die England als Unterpfand hatte, wieder in Stand gesetzt. — Ich habe Eure alten Gränzen wieder hergestellt — und endlich habe ich einer Huldigung entsagt, die Euch, meiner Meynung nach, ungerechterweise aufgedrungen war. Ich habe mich bemüht, achtbare und unabhängige Freunde aus euch zu machen, wogegen frühere Könige von England bloß widerspenstige und aufrührerische Vasallen im Zaume zu halten suchten."

„Alles das habt Ihr gethan, mein König," sagte Sir Kenneth, sich verbeugend, „alles das habt Ihr gethan durch Euern königlichen Vertrag mit unserem Souverain zu Canterbury. Deßwegen habt Ihr, im Kriege gegen die Ungläubigen, mich und manche bessere schottische Männer unter Eurem Banner, die sonst Eure Gränzen in England verwüstet haben würden."

„Ich gebe dieß zu," sagte der König, „und für

das Gute, das ich eurem Lande gethan habe, solltet ihr bedenken, daß ich, als ein Hauptmitglied des christlichen Bundes, das Recht habe, die Verhandlungen meiner Verbündeten zu kennen; laßt mir daher die Gerechtigkeit widerfahren, mir zu sagen, was ich zu wissen berechtigt bin, und was ich von Dir sicherer, als von anderen erfahren zu können, überzeugt bin."

„Mein gnädiger Fürst," sagte der Schotte, „da Ihr mich so beschwöret, so will ich die Wahrheit reden; denn ich glaube gar wohl, daß Eure Absichten in Betreff des Hauptgegenstands unserer Unternehmung aufrichtig und ehrlich sind; und das ist mehr, als ich mir von andern Mitgliedern des heiligen Bundes zu sagen getraue. Geruhen daher Eure Majestät zu vernehmen, daß ich beauftragt war, vermittelst des Einsiedlers von Engaddi, eines heiligen, von Saladin selbst geschützten und geehrten Mannes, den Vorschlag —"

„Zur Fortsetzung des Waffenstillstands zu machen, nicht wahr?" unterbrach ihn Richard hastig.

„Nein, bei'm heiligen Andreas, Eur. Majestät," sagte der schottische Ritter; „sondern zur Gründung eines dauerhaften Friedens, und zur Zurückziehung unserer Heere aus Palästina."

„Heiliger Georg!" rief Richard erstaunt — „so schlecht ich mit Recht von ihnen gedacht habe, so habe ich mir doch nie träumen lassen, daß sie sich so schimpf-

lich benehmen würden. Sprich, Ritter Kenneth, übernahmst Du eine solche Botschaft gerne oder ungerne?"

„Recht gerne, Mylord" sagte Kenneth, „denn, als wir unsern edlen Anführer, unter dessen Leitung allein ich mir Sieg versprach, verloren hatten, so sah ich keinen, der ihm hätte nachfolgen, und uns zum Siege führen können, und unter solchen Umständen hielt ich es für gut, eine Niederlage zu vermeiden."

„Und unter welchen Bedingungen sollte dieser vielversprechende Friede geschlossen werden?" fragte König Richard, nur mit großer Mühe die Leidenschaft unterdrückend, die ihm das Herz fast zersprengte.

„Sie wurden mir nicht anvertraut, Mylord. Ich übergab sie dem Einsiedler versiegelt."

„Und für was haltet Ihr diesen ehrwürdigen Einsiedler? — für einen Narren, Verrückten, Verräther oder Heiligen?" sagte Richard.

„Seine Narrheit, Sire," erwiederte der schlaue Schotte, „halte ich für angenommen, um sich Gunst und Ehrfurcht bei den Heiden zu verschaffen, die Verrückte für Begeisterte des Himmels halten; wenigstens zeigte er sie nur gelegenheitlich, und sie hatte nicht, wie der natürliche Wahnsinn, Einfluß auf den allgemeinen Zustand seines Geistes."

„Schlau geantwortet" sagte der Monarch, sich auf sein Lager zurückwerfend, von dem er sich halb erhoben hatte. — „Und seine Büßungen?"

„Seine Büßungen,“ fuhr Kenneth fort, „erscheinen mir als aufrichtig, und als Früchte von Gewissensbissen, die ihn, wegen irgend eines furchtbaren Verbrechens, peinigen, um dessenwillen er, seiner Meinung nach, zur ew'gen Verwerfung verdammt zu seyn scheint.“

„Und was seine Politik betrifft?“ sagte König Richard.

„Wie es mir scheint, Mylord, verzweifelt er an der Sicherheit Palästina's, wie an seiner eigenen Rettung, wenn nicht ein Wunder geschieht; — wenigstens seit der Arm Richards von England aufgehört hat, dafür zu kämpfen.“

„Und deßwegen gleicht die feige Politik dieses Einsiedlers der Politik jener elenden Fürsten, die, uneingedenk ihrer Ritterwürde und ihrer Treue, bloß dann entschlossen sind, wenn vom Rückzuge die Rede ist, und statt gegen einen bewaffneten Saracenen vorzurücken, auf ihrer Flucht lieber über einen sterbenden Bundesgenossen hinweg trappen würden.“

„Erlauben Eure Majestät,“ sagte der schottische Ritter, diese Unterhaltung erhitzt nur Eure Krankheit, den Feind, von welchem die Christenheit mehr Böses fürchtet, als von den Schaaren der Ungläubigen.“

„König Richards Gesicht war in der That röther und sein Gebärdenspiel fieberhafter und heftiger geworden, als er mit geballter Hand, ausgerecktem

Arme und funkelnden Augen, sowohl durch körperlichen Schmerz als durch Gemüthspein zu leiden schien, während ihn sein kühner und muthiger Geist, gleichsam beyden zum Trotze, fortzusprechen bewog.

„Ihr könnt schmeicheln, Herr Ritter," sagte er; „aber Ihr entwischt mir nicht. Ich muß noch mehr von Euch erfahren, als Ihr mir bis jetzt gesagt habt. Sahet Ihr meine königliche Gemahlin zu Engaddi?"

„So viel ich weiß, nicht, Mylord," erwiederte Sir Kenneth, mit sichtlicher Verwirrung; denn er erinnerte sich an die mitternächtliche Prozession in der Kapelle der Felsen.

„Ich frage Euch," sagte der König in ernsterem Tone, „ob Ihr nicht in der Kapelle der Carmeliter Nonnen zu Engaddi gewesen seyd, und da Berengarine, die Königin von England, und ihre Hofdamen gesehen habt, die dahin eine Wallfahrt unternommen haben?"

„Mylord," sagte Sir Kenneth, ich will die Wahrheit sprechen, wie im Beichtstuhle. In einer unterirdischen Kapelle, in die mich der Einsiedler führte, sah ich ein Chor von Damen einer Reliquie von der grösten Heiligkeit ihre Verehrung erweisen; allein da ich ihre Gesichter nicht sah, und ihre Stimme nicht hörte, außer in den Hymnen, welche sie sangen, so kann ich nicht sagen, ob die Königin von England sich in ihrer Mitte befand."

„Und kanntet Ihr keine dieser Damen?"

Sir Kenneth stand schweigend da.

„Ich frage euch," sagte Richard sich aufrichtend und auf seinen Ellenbogen stützend, „als ein Ritter und Edelmann, und ich werde aus eurer Antwort erkennen, was für einen Werth Ihr auf beides legt, kanntet Ihr irgend eine Dame unter der Schaar der Andächtigen, oder nicht?"

„Mylord," sagte Kenneth nicht ohne Zaudern, „ich könnte muthmaßen."

„Und ich kann auch muthmaßen," sagte der König, finster die Stirne runzelnd; „aber es ist genug. Hütet Euch Herr Ritter, so sehr ihr Leoparde seyd, vor den Klauen des Löwen. Ich sage euch, sich in den Mond verlieben, wäre nur eine Handlung der Thorheit; allein von den Zinnen eines hohen Thurmes in der albernen Hoffnung herabspringen, in seine Sphäre zu gelangen, wäre selbst-vernichtender Wahnsinn."

In diesem Augenblicke wurde ein Geräusch in dem äußern Gemache gehört, und der König, der schnell die ihm natürlichere Manier annahm, sagte: „Genug davon — geht — eilt zu de Vaux, und sendet ihn mit dem arabischen Arzte hierher. Ich lasse mein Leben für die Treue des Sultans! Wollte er nur sein falsches Gesetz abschwören, ich würde ihm mit meinem Schwerdte dieses Gesindel von Franzosen und Oesterreicher aus seinem Gebiete vertreiben helfen,

und Palästina durch ihn so gut regiert glauben, als wenn seine Könige auf Befehl des Himmels selbst gesalbt worden wären."

Der Ritter vom Leoparden zog sich zurück, und bald darauf meldete der Kämmerer eine Deputation von der Bundesversammlung, die gekommen sey, um Sr. Majestät ihre Aufwartung zu machen.

„Es ist gut, daß sie mich noch unter die Lebenden zählen" war seine Antwort. „Wer sind die verehrlichen Gesandten? —"

„Der Großmeister der Tempelherrn, und der Marquis von Montferrat."

„Unser Bruder von Frankreich liebt die Krankenzimmer nicht," sagte Richard, „doch wäre Philipp krank gewesen, schon längst hätte er mich neben seinem Bette gesehen. — Jocelyn, lege mir das Bett zurecht, es ist untereinander geworfen, wie eine stürmische See — gib mir jenen Stahlspiegel — durchfahre mein Haar und meinen Bart mit dem Kamme; sie sehen in der That der Mähne eines Löwen ähnlicher, als dem Haarwuchse eines christlichen Menschen — bring Wasser."

„Mein gnädiger König," sagte der zitternde Kämmerer, „die Aerzte sagen, kaltes Wasser sey schädlich."

„Zum Teufel mit den Aerzten," erwiederte der Monarch; „wenn sie mich nicht kuriren können, glaubst du, ich werde mich von ihnen quälen lassen? — Da nimm," sagte er, nachdem er sich gewaschen hatte;

laß die geehrten Abgeordneten eintreten; sie werden jetzt, glaube ich, kaum sehen, daß der Schmerz Richard nachläßig gegen seine Person gemacht hat."

Der berühmte Großmeister der Tempelritter war ein langer, dünner, von den Strapazen des Krieges abgezehrter Mann, mit einem langsamen aber durchdringenden Blicke, und einer Stirne, auf welche tausend finstere Intriguen einen Theil ihrer Düsterheit eingeprägt hatten. Er stand an der Spitze jener sonderbaren Körperschaft, der ihr Orden alles, und ihre Individualität nichts war. Strebend nach der Vergrößerung seiner Macht, selbst zum Nachtheile jener Religion, deren Beschützung der erste Zweck der Brüderschaft war — der Ketzerei und Zauberei angeklagt, obgleich seine Mitglieder ihrem Charakter nach christliche Priester waren — im Verdachte eines geheimen Bündnisses mit dem Sultan stehend, obschon durch seinen Eid zur Beschützung des heiligen Tempels, oder zu dessen Wiedereroberung, verpflichtet — war der ganze Orden und der persönliche Charakter seines Oberhauptes oder Großmeisters ein Räthsel, vor dessen Lösung die meisten Menschen zurückschauderten. Der Großmeister war in seine weiten Prachtgewänder gehüllt, und führte den abacus, einen geheimnißvollen Amtsstab, dessen besondere Form jene sonderbare Muthmaßungen und Erklärungen veranlaßt hat, die zu dem Verdachte führten, daß dieser Verein christlicher Ritter

ter unter den schändlichsten Symbolen des Heidenthums zusammengetreten sey.

Conrad von Montserrat hatte ein weit einnehmenderes Aeußeres, als der düstere und geheimnißvolle Priestersoldat, der ihn begleitete. Er war ein schöner Mann von mittlerem Alter, oder etwas über diese Zeit hinaus, kühn im Felde, weise im Rathe; fröhlich und artig bei Festlichkeiten; allein andererseits wurde er der Veränderlichkeit, eines engherzigen, selbstsüchtigen Ehrgeizes und des Wunsches angeklagt, seine Macht ohne Rücksicht auf das Wohl des lateinischen Königreichs Palästina auszudehnen, und sein Interesse durch Privat-Unterhandlungen mit Saladin zum Nachtheile der christlichen Verbündeten zu befördern.

Als die gewöhnlichen Begrüßungen von Seiten der Abgeordneten erfolgt, und von König Richard höflich erwiedert waren, begann der Marquis von Montserrat eine Erklärung der Beweggründe ihres Besuches; sie seyen, sagte er, von den bekümmerten Königen und Fürsten, aus denen der Rath der Kreuzfahrer bestehe, abgeschickt worden, um sich nach dem Befinden ihres großmüthigen Verbündeten, des tapfern Königs von England, zu erkundigen.

„Wir kennen die Wichtigkeit, welche die Fürsten des Raths dem Zustande unserer Gesundheit beylegen" erwiederte der englische König, „und sehen wohl ein, wie viel sie dadurch geduldet haben müssen, daß sie alle Neugierde in Beziehung auf denselben

vierzehen Tage lang unterdrückten, ohne Zweifel aus Furcht, unsere Krankheit durch die Aeußerung ihrer Besorgnisse in Betreff des Ausgangs zu erhöhen."

Da durch diese Antwort der Strom der Beredsamkeit des Marquis gehemmt, und er selbst in einige Verlegenheit gerathen war, so nahm sein ernsterer Begleiter den Faden der Unterredung auf, und belehrte den König, mit einer so trockenen und ernsten Kürze, als sich immer nur mit der Person vertrug, zu der er sprach, daß sie von dem hohen Rathe kommen, um im Namen der Christenheit zu bitten, er möchte sich nicht einem ungläubigen Arzte anvertrauen, der von Saladin abgeschickt seyn solle, bis der hohe Rath Maaßregeln ergriffen habe, um den Verdacht, der, nach ihrer gegenwärtigen Meynung, der Sendung einer solchen Person anhänge, zu entfernen oder zu bestätigen."

„Großmeister des heiligen und tapfern Ordens der Tempelritter, und Ihr, höchst edler Marquis von Montserrat," erwiederte Richard, „wenn es Euch beliebt, Euch in das anstoßende Zelt zu begeben, so sollt Ihr sogleich sehen, was für ein Gewicht wir auf die zärtlichen Vorstellungen unserer königlichen und fürstlichen Collegen in diesem höchst religiösen Kriege legen."

Der Marquis und Großmeister zogen sich also zurück, und sie hatten sich noch nicht lange in dem äußern Zelte befunden, als der morgenländische Arzt ankam, begleitet von dem Baron von Gilsland und Kenneth von Schottland. Der Baron trat jedoch et=

was später in das Zelt, als die zwey Andern, da er ohne Zweifel ein wenig zurückgeblieben war, um den außen stehenden Wachen einige Befehle zu ertheilen.

Als der arabische Arzt eintrat, machte er dem Marquis und dem Großmeister, deren hohe Würde aus ihrer Haltung und ihrer ganzen äußern Erscheinung zu erkennen war, nach morgenländischer Art seine Verbeugung. Der Großmeister erwiederte seine Begrüßung mit geringschätziger Kälte; der Marquis aber mit der gefälligen Höflichkeit, die er gegen Leute jeden Standes und jeden Volkes an den Tag zu legen pflegte. Es fand eine Pause statt; denn der schottische Ritter, der auf die Ankunft de Vaux's wartete, wagte es nicht, ungeheißen in das Zelt des Königs von England zu treten, und während dieser Zwischenzeit fragte der Großmeister den Muselmann in ernstem Tone: „Ungläubiger, hast Du den Muth, Deine Kunst an der Person eines gesalbten Fürsten der christlichen Heerschaaren zu versuchen?“

„Die Sonne Allah's,“ antwortete der Weise, „scheint auf den Nazarener, wie auf den wahren Gläubigen, und sein Diener wagt keinen Unterschied zwischen ihnen zu machen, wenn er aufgefordert wird, seine Heilkunst auszuüben.“

„Ungläubiger Hakim,“ sagte der Großmeister, „oder wie man sonst Dich ungetauften Sklaven der Finsterniß nennen mag, weißt Du auch, daß Du

von wilden Pferden zerrissen werden wirst, wenn König Richard unter Deiner Hand stirbt?"

„Das wäre eine strenge Gerechtigkeit," antwortete der Arzt, „in Erwägung, daß ich nur menschliche Mittel anwenden kann, und daß der Ausgang im Buche des Lichts geschrieben steht."

„Ja, ehrwürdiger und tapferer Großmeister," sagte der Marquis von Montserrat, „bedenkt, daß dieser gelehrte Mann unsere christliche, in der Furcht Gottes, und zur Sicherheit seiner Gesalbten, angenommene Ordnung nicht kennt. — „Wisset denn, würdiger Arzt, an dessen Geschicklichkeit wir nicht zweifeln, daß Ihr am weisesten handelt, wenn Ihr Euch vor den ehrwürdigen Rath unseres heiligen Bundes verfügt, und daselbst den weisen und gelehrten Aerzten, die er zu diesem Ende ernennen wird, Rechenschaft über Eure Heilmittel und Eure Verfahrungsart bey der Behandlung des erlauchten Kranken ableget; auf diese Art werdet Ihr allen Gefahren entgehen, in die Ihr Euch sonst, wenn Ihr eine so wichtige Sache ganz allein auf Euch nähmet, höchst wahrscheinlich stürzen würdet."

„Meine Herren," antwortete El Hakim, „ich verstehe Euch wohl. Allein die Wissenschaft hat ihre Helden so gut, als Eure Kriegskunst, und bisweilen auch ihre Märtyrer so gut, als die Religion. Ich habe von meinem Fürsten, dem Sultan Saladin, den Befehl, diesen Nazarener-König zu heilen, und mit

dem Segen des Propheten will ich seinen Geboten gehorchen. Wenn mir die Kur mißlingt, so tragt Ihr Schwerdter, die nach dem Blute des Gläubigen dürsten, und ich biete meinen Leib Euren Waffen dar. Allein ich will mit keinem Unbeschnittenen über die Kraft der Heilmittel hadern, von denen ich, durch die Gnade des Propheten, Kenntniß erlangt habe, und ich bitte Euch, mich in der Vollziehung meiner Pflicht nicht aufzuhalten."

„Wer spricht von Aufhalten?" sagte der Baron de Vaux, schnell in das Zelt tretend; „nur zuviel ist schon gezögert worden. — Ich grüße Euch, Mylord von Montserrat, und Euch, mächtiger Großmeister. Aber ich muß augenblicklich mit diesem gelehrten Arzt an das Krankenbett meines Herrn."

„Mylord," sagte der Marquis, in der normännisch-französischen Sprache, oder in der Sprache von ouie, wie man sie damals nannte; „wißt Ihr wohl, daß wir gekommen sind, im Namen des Raths der Monarchen und Fürsten des Kreuzzugs, vor der Gefahr zu warnen, einem ungläubigen und morgenländischen Arzte zu erlauben, seine Quacksalberkunst an einer so schätzbaren Gesundheit zu versuchen, als die, Eures Herrn, des Königs Richard, ist?"

„Edler Lord Marquis," erwiederte der Engländer, „ich kann weder viele Worte machen, noch finde ich Vergnügen am Anhören derselben; — überdieß glaube ich lieber was meine Augen gesehen, als

was meine Ohren gehört haben. Ich bin überzeugt, daß dieser Heide die Krankheit des Königs Richard heilen kann, und ich glaube, und hoffe, er wird sich auch bemühen, dieß zu thun. Die Zeit ist kostbar. Wenn Mohammed, — Gottes Fluch über ihn, — an der Thüre des Zeltes mit dem ehrlichen Vorsatze stünde, den dieser Adonebec El Hakim hegt, so würde ich es für Sünde halten, ihn auch nur einen Augenblick aufzuhalten; — so behüte Euch denn Gott, meine Herrn."

„Nicht doch," sagte Conrad von Montserrat, „der König selbst sagte, wir sollen Zeugen der Kur dieses Arztes seyn."

Der Baron flüsterte dem Kämmerer etwas ins Ohr; wahrscheinlich wollte er von ihm erfahren, ob der Marquis die Wahrheit gesagt habe. Hierauf erwiederte er: „Mylords, wenn Ihr Euch ruhig verhalten wollt, so seyd Ihr eingeladen, das Zelt mit uns zu betreten; allein wenn Ihr durch irgend eine Handlung oder Drohung diesen kenntnißreichen Arzt in der Erfüllung seiner Pflicht unterbrecht, so wisset, daß ich Euch, ohne Rücksicht auf Euren hohen Rang, aus König Richards Zelte jagen werde; denn so sehr bin ich von der wohlthätigen Kraft der Arzney dieses Mannes überzeugt, daß ich, wenn König Richard selbst sie verschmähte, bey Unserer Frau von Lanercost es wohl übers Herz bringen könnte, ihn zum Gebrauch dieser Mittel zu nöthigen, möchte er nun wollen oder nicht. — Komm herbey, El Hakim."

„Die letzten Worte sprach er in der lingua franca, und der Arzt gehorchte augenblicklich. Der Großmeister blickte den unhöflichen Soldaten finster an, allein als er sein Auge auf den Marquis warf, entrunzelte er seine gefaltete Stirne, so gut er konnte, und beyde folgten de Vaux und dem Araber in das innere Zelt, wo Richard sie mit der Ungeduld erwartete, womit der Patient die Tritte seines Arztes belauscht. Sir Kenneth, dessen Gegenwart weder verlangt, noch verboten schien, fühlte sich, durch die Umstände, in denen er sich befand, berechtigt, diesen erlauchten Personen zu folgen, blieb aber, seines niedern Ranges und Ansehens sich bewußt, während des nächsten Auftritts, in einiger Entfernung.

Als sie in das Gemach traten, rief Richard sogleich aus: „Aha! da kommt eine gute Gesellschaft, um Richard seinen Sprung im Finstern thun zu sehen. — Meine edlen Verbündeten, ich grüße Euch als die Repräsentanten unserer Bundes-Versammlung; Richard will wieder, nach seiner frühern Weise, unter Euch seyn, oder Ihr sollt seine Ueberreste ins Grab tragen sehen. — De Vaux, Du hast den Dank Deines Fürsten, mag er nun leben oder sterben. — Es ist noch ein Anderer da; — doch dieses Fieber hat meine Augen angegriffen; — wie? der kühne Schotte, der den Himmel ohne Leitern ersteigen konnte? — Er ist auch willkommen! — Komm, Sir Hakim, ans Werk, ans Werk!“

Der Arzt, der sich bereits von den verschiedenen Symptomen der Krankheit des Königs unterrichtet hatte, befühlte jetzt seinen Puls lange Zeit mit tiefer Aufmerksamkeit, während alles um ihn herum schweigend und in athemloser Erwartung dastand. Der Weise füllte jetzt einen Becher mit Quellwasser, und tauchte in denselben den kleinen rothen Beutel, den er, wie früher, aus seinem Busen nahm. Als er das Wasser hinlänglich mit dem Inhalte des Beutels geschwängert glaubte, wollte er den Becher dem König überreichen; dieser wies ihn aber mit den Worten zurück: „Halt einen Augenblick. — Du hast meinen Puls befühlt; — laß mich meinen Finger an den Deinigen legen. — Auch ich, wie es einem guten Ritter geziemt, verstehe etwas von Deiner Kunst.“

Der Araber reichte ohne Bedenken seine Hand hin, und seine langen, magern, schwarzen Finger waren, einen Augenblick lang, in die große Hand des Königs Richard eingeschlossen, und fast in derselben begraben.

„Sein Blut schlägt ruhig, wie das eines Kindes;“ sagte der König — „so schlägt nicht das Blut derer, welche Fürsten vergiften. De Vaux, entlaßt diesen Hakim, mögen Wir nun leben oder sterben, in Ehre und Sicherheit — empfiehl uns, Freund, dem edlen Saladin. Sterbe ich, so sterbe ich, ohne seine Redlichkeit in Zweifel zu ziehen. — Bleibe ich am Leben, so werde ich ihm danken, wie einem Krieger gedankt werden muß.“

Er erhob sich hierauf in seinem Bette, nahm den Becher in die Hand, und sagte gegen den Marquis und den Großmeister gekehrt „merkt Euch was ich sage, und laßt meine königlichen Brüder mir in Cyperns wein Bescheid thun, — zur unsterblichen Ehre des ersten Kreuzfahrers, der mit Lanze oder Schwerdt das Thor von Jerusalem berührt; und zur Schande und ewigen Schmach eines Jeden, der den Pflug verläßt, an den er die Hand gelegt hat.“

Er trank den Becher rein aus, gab ihn dem Araber zurück, und sank, wie erschöpft, auf die Kissen, die zu seinem Empfange zurecht gelegt worden waren. Der Arzt bedeutete hierauf durch stille, aber ausdrucksvolle Zeichen, daß alle das Zelt verlassen sollten, ihn und de Vaux ausgenommen, den keine Vorstellungen zum Weggehen bewegen konnten. Der Aufforderung des Arztes wurde alsbald Genüge geleistet.

Fünftes Kapitel.

Und nun eröffn' ich ein geheimes Buch,
Und les' gefährliche und tiefe Dinge,
Die euch mit Unmuth schnell erfüllen.

Heinrich IV. 1. Thl.

Der Marquis von Montserrat und der Großmeister der Tempelritter standen miteinander vor dem königlichen Zelte, in welchem dieser sonderbare Auf=

tritt statt gehabt hatte, und sahen eine starke Wache mit Streitärten und Bogen einen Kreis um das Zelt bilden, um alles, was den Schlaf des Monarchen stören könnte, zu entfernen. Die Soldaten zeigten die niedergeschlagenen, schweigenden und düstern Mienen, mit denen sie bey einem Leichenzuge ihre Waffen nachschleppten, und schritten mit einer solchen Vorsicht und Behutsamkeit umher, daß man keinen Schild klingen, und kein Schwerdt klirren hörte, obschon so viele gewappnete Krieger sich um das Zelt bewegten. Sie senkten ihre Waffen in tiefer Ehrfurcht, allein mit demselben Schweigen, als die erlauchten Personen durch die Reihen gingen.

„Es ist eine Veränderung mit der Laune dieser Inselhunde vorgegangen," sagte der Großmeister zu Conrad, als sie an Richards Wachen vorbey waren. „Was für ein wildes Lärmen und Toben herrschte sonst vor diesem Zelte! Nichts als Stangenwerfen, Ball schlagen, Ringen, Liederbrüllen und Zechen gab es unter diesen ungeschlachten Burschen, als feierten sie ein Kirchweihfest mit einem Mayenbaume in der Mitte, statt einer königlichen Standarte."

„Kettenhunde sind eine treue Raçe," sagte der Constabel, „und der König, ihr Herr, hat sich dadurch ihre Liebe erworben, daß er sich stets bereit zeigte, mit ihnen zu ringen, zu lärmen oder zu schmausen, so oft die Laune an ihm war."

„Er ist ganz aus Launen zusammengesetzt,"

sagte der Großmeister, „bemerktet Ihr die Gesundheit, die er uns statt eines Gebetes ausbrachte?“

„Sie würde ihm wohl theuer zu stehen gekommen seyn,“ sagte der Marquis, „wäre Saladin, wie jeder andere Türke, der je einen Turban trug, oder sich, auf den Ruf des Muezzin, *) nach Mecca hinwandte. Allein er will für redlich, ehrliebend und großmüthig gehalten werden — Als ob es einem ungetauften Hunde, wie er ist, zukäme, die Tugenden eines christlichen Ritters auszuüben! Man sagt, er habe von Richard verlangt, in den Schoos der Ritterschaft aufgenommen zu werden.“

„Bei'm heiligen Bernhard!“ rief der Großmeister aus, „dann wäre es wahrlich Zeit, daß wir unser Wehrgehenk und unsere Sporen wegwürfen, unser Wappen vertilgten, und unsern Sturmhauben entsagten, wenn die höchste Ehre der Christenheit einem ungetauften Sechs-Groschen-Türken ertheilt würde.“

„Ihr tarirt den Sultan wohlfeil,“ erwiederte der Marquis; „doch, obgleich er ein artiger Mann ist, so habe ich doch einen gesehen, der um vierzig Groschen im Bagnio verkauft wurde.“

Sie waren jetzt bey ihren Pferden, die in einiger Entfernung von dem königlichen Zelte standen,

---

*) Die Ausrufer der Gebetsstunden auf den Thürmen oder Minarets der türkischen Bethäuser. (Moscheen).

Anmerk. d. Uebersetzers.

und unter der sie umgebenden, schön geputzten Schaar von Knappen und Pagen stolz sich bäumten, als Conrad, nach einer kurzen Pause, den Vorschlag machte, die Kühle der Abendluft, die sich erhoben hatte, zu genießen, und sich, nach Entlassung ihrer Pferde und Bedienten, durch die Linien des ausgedehnten christlichen Lagers zu Fuße nach ihren Quartieren zu begeben. Der Großmeister willigte ein; sie machten sich daher auf den Weg, vermieden aber, wie durch gegenseitige Uebereinkunft, die bevölkertsten Theile der leinwandenen Stadt, und zogen über die breite Esplanade, die zwischen den Zelten und den äußern Vertheidigungswerken lag. Hier konnten sie im Stillen und unbemerkt, ausgenommen von den Schildwachen, an denen sie von Zeit zu Zeit vorüber kamen, sich mit einander unterhalten.

Sie sprachen eine Zeitlang über allgemeine militärische Gegenstände; allein diese Unterhaltung, an der keiner von beyden Antheil zu nehmen schien, erstarb endlich, und es trat eine lange Pause ein, die sich dadurch endigte, daß der Marquis von Montserrat plötzlich stehen blieb, wie jemand, der einen schnellen Entschluß gefaßt hat, das dunkle und unwandelbare Gesicht des Großmeisters einige Augenblicke anstarrte, und ihn endlich mit den Worten anredete: —

„Vertrüge es sich mit Eurer Tapferkeit und Heiligkeit, ehrwürdiger Sir Giles Amaury, so würde

ich Euch einmal bitten, das dunkle Visier, das Ihr traget, abzulegen, und unverhüllten Angesichts mit einem Freunde zu sprechen."

Der Tempelherr lächelte.

„Es gibt," sagte er, „so gut lichtfärbige Masken, als dunkle Visiere, und die einen verbergen die natürlichen Gesichtszüge so vollkommen, als die andern."

„Mag es so seyn!" sagte der Marquis, seine Hand an sein Kinn legend, und sie wieder mit der Bewegung und Gebärdung eines Menschen zurückziehend, der sich eine Maske abnimmt; „da liegt meine Verkleidung. Und jetzt, was haltet Ihr von den Aussichten dieses Kreuzzuges, in Beziehung auf die Interessen Eures Ordens?"

„Das heißt den Schleyer von meinen Gedanken reißen, nicht aber die Eurigen offenbaren," sagte der Großmeister; „doch will ich Euch mit einem Gleichnisse antworten, das mir ein Heiliger der Wüste mitgetheilt hat. — Ein gewisser Landwirth bat den Himmel um Regen, und als keiner fiel, murrte er in seiner Noth. Um seine Ungeduld zu bestrafen, sandte Allah," sagte der Heilige, „den Euphrat über sein Gut, und er kam, eben durch die Erfüllung seiner Wünsche, mit allen seinen Besitzungen um."

„Sehr treffend gesprochen," sagte der Marquis; „ich wollte, der Ocean hätte neun Zehntheile von

der Kriegsmacht dieser Fürsten verschlungen! Der Ueberrest würde den christlichen Edelleuten in Palästina mehr genützt haben, als das armselige Ueberbleibsel des lateinischen Königreichs von Jerusalem. — Uns selbst überlassen, würden wir dem Sturme ausgewichen seyn, oder, mit Geld und Truppen mäßig unterstützt, Saladin gezwungen haben, unsere Tapferkeit zu achten, und uns unter billigen Bedingungen Frieden und Schutz zu gewähren; allein die Größe der Gefahr, womit dieser Kreuzzug den Sultan bedroht, läßt uns nicht annehmen, daß der Saracene, wenn sie vorüber wäre, einem von uns gestatten würde, Besitzungen oder Fürstenthümer in Syrien zu haben; noch weit weniger aber würde er das Bestehen der militärischen Verbrüderungen dulden, durch die sie so viel Unheil erlitten haben."

„Ja," sagte der Tempelherr, „aber diesen kühnen Kreuzfahrern kann es gelingen, das Kreuz wieder auf den Bollwerken Zions aufzupflanzen."

„Und was kann dieses dem Orden der Tempelritter, oder Conrad von Montserrat nützen?" fragte der Marquis.

„Euch kann es wohl etwas nützen," erwiederte der Großmeister. „Conrad von Montserrat könnte Conrad König von Jerusalem werden."

„Das klingt nicht so übel," sagte der Marquis, „und doch klingt es nur hohl. — Gottfried von Bouillon möchte wohl die Dornenkrone zu seinem Sinn=

bilde wählen. Großmeister, ich will es Euch gestehen, ich habe einige Neigung zur morgenländischen Regierungsform gewonnen: eine reine und einfache Monarchie sollte blos aus König und Unterthanen bestehen. Dies ist die einfache ursprüngliche Einrichtung — ein Hirt und seine Heerde. Jene ganze innerliche Kette von Lehnsabhängigkeit ist erkünstelt und falsch, und ich möchte lieber den Stab meines armen Marquisats mit fester Hand halten, und ihn nach meinem Belieben schwingen, als den Scepter eines Monarchen, der durch den Willen so vieler stolzen Feudalbarone, als unter der Landeshoheit Jerusalems Länder besitzen, beschränkt und im Zaume gehalten wird. Ein König sollte frey auftreten können, Großmeister, und nicht hier durch einen Graben, und dort durch eine Mauer, — hier durch ein Lehnsvorrecht, und dort durch einen gepanzerten Baron, der zu Vertheidigung desselben sein Schwerdt in der Hand führt, beschränkt seyn. Die Hauptsache nicht zu vergessen, ich sehe wohl ein, daß Guy von Lusignans Ansprüche auf den Thron den meinigen vorgezogen werden würden, falls Richard wieder genesen und etwas bey der Wahl zu sagen haben sollte."

„Genug," sagte der Großmeister, „Du hast mich von Deiner Aufrichtigkeit überzeugt. Andere mögen dieselben Gesinnungen nähren; aber welcher unter ihnen würde so frey, wie Conrad von Mont-

serrat, gestehen, daß er die Wiederherstellung des Königreichs von Jerusalem nicht wünscht, sondern lieber Herr von einem Theile seiner Bruchstücke seyn möchte; gleich den barbarischen Insulanern, die nichts für die Rettung eines schätzbaren Schiffes aus den Wellen thun, sondern sich im Gegentheil durch dessen Schiffbruch zu bereichern suchen."

„Du wirst doch meine Gesinnungen nicht verrathen," sagte Conrad mit scharfem und argwöhnischem Blicke. „Sey überzeugt, daß meine Zunge nie meinem Kopfe unrecht thun, noch meine Hand die Vertheidigung beyder vergessen wird. Klage mich an, wenn Du willst. — Ich bin bereit, mich in den Schranken gegen den besten Tempelritter zu vertheidigen, der je eine Lanze einlegte."

„Du beginnst mit einem so kühnen Pferde den Lauf etwas zu rasch," sagte der Großmeister. „Doch schwöre ich Dir, bey dem heiligen Tempel, den unser Orden zu vertheidigen geschworen hat, daß ich als ein treuer Camerad Deine Geheimnisse nicht verrathen werde."

„Bey welchem Tempel?" sagte der Marquis von Montserrat, dessen Spottsucht oft seiner Klugheit und Bescheidenheit den Weg vertrat; „Schwörst Du bey jenem Tempel auf dem Zionshügel, der von dem Könige Salomo erbaut wurde, oder bey jenem symbolischen und sinnbildlichen Gebäude, von welchem, wie man sagt, in den Rathsversammlungen gesprochen

wird

wird, die Ihr in den Gewölben Eurer Pfründen zur Vergrößerung Eures mächtigen und ehrwürdigen Ordens haltet?"

Der Tempelritter schoß einen finstern, tödtlichen Blick auf ihn, sagte aber ruhig: „Bey welchem Tempel ich auch schwören mag, Lord Marquis, sey versichert, daß mein Eid heilig ist. — Ich möchte wissen, wie ich Dich durch einen gleich starken binden könnte?"

„Ich schwöre dir Treue," sagte der Marquis lachend, „bey der kleinen Krone, die ich, ehe diese Kriege vorüber sind, in etwas Besseres zu verwandeln hoffe. Sie liegt kalt auf meiner Stirne, diese unbedeutende Krone; ein Herzogshut wäre ein besserer Schutz gegen die Nachtluft, die jetzt weht, und eine Königskrone, mit ergötzlichem Hermelin und Sammet besetzt, wäre noch vorzüglicher; mit einem Wort, unser Interesse bindet uns aneinander; denn glaube nicht, Großmeister, daß diese verbündeten Fürsten, falls es ihnen gelänge, Jerusalem wieder zu erobern, und einen König ihrer Wahl dort hinzusetzen, deinem Orden mehr als meinem armseligen Marquisat die Unabhängigkeit lassen würden, die wir jetzt noch besitzen. Nein! bey unserer heiligen Jungfrau, in diesem Falle müßten die stolzen Ritter von St. Johann wieder in den Spitälern Pflaster streichen und Pestbeulen verbinden; und ihr, hochmächtige und ehrwürdige Tempelritter, zu eurem einfachen Soldatenstande zurück-

kehren, je drei und drei auf einer Pritsche schlafen, und Euer zwei auf Ein Pferd steigen, was, wie Euer gegenwärtiges Siegel noch ausdrückt, Euer alter einfachster Gebrauch war."

„Der Rang, die Vorrechte und der Reichthum unseres Ordens schützen uns vor einer solchen Erniedrigung," sagte der Tempelritter in stolzem Tone.

„Das ist eben Euer Unglück," sagte Conrad von Montserrat, „und Ihr so gut, als ich, ehrwürdiger Großmeister, wisset, daß, wenn die verbündeten Fürsten in Palästina gesiegt hätten, es ihre erste Sorge seyn würde, die Unabhängigkeit Eures Ordens zu vernichten, was Euch ohne den Schutz unseres heiligen Vaters, des Pabstes, und ohne die Nothwendigkeit, von Eurer Tapferkeit bey der Eroberung Palästina's Gebrauch zu machen, schon längst widerfahren seyn würde. Laßt sie einmal vollständig den Sieg davon getragen haben, und ihr werdet bey Seite geschleudert werden, wie man die Splitter einer zerbrochenen Lanze aus dem Turnierplatze wirft."

„Es mag Wahrheit in deinen Worten liegen," sagte der Tempelherr düster lächelnd; „allein was wären unsere Hoffnungen, wenn die Verbündeten ihre Streitkräfte zurückzögen, und Palästina in Saladin's Gewalt ließen?"

„Groß und sicher wären sie," erwiederte Conrad, „der Sultan würde große Provinzen geben, um ein Corps wohlausgerüsteter fränkischer Lanzenträger zu

seinem Dienste zu unterhalten. In Aegypten, in Persien würden hundert solche Hülfscorps, in Verbindung mit seiner eigenen leichten Reiterey, der furchtbarsten Macht die Spitze bieten. Diese Abhängigkeit würde nur eine Zeitlang dauern — vielleicht so lange dieser unternehmende Sultan lebt — Im Oriente erheben sich Reiche wie Pilse. Angenommen, er wäre todt und wir durch einen beständigen Zuwachs an feurigen und kühnen Geistern aus Europa verstärkt, was könnten wir nicht zu vollenden hoffen, unbeherrscht von jenen Monarchen, deren Würde uns gegenwärtig in Schatten stellt — und die, falls sie hier blieben, und einen glücklichen Erfolg in diesem Feldzuge erkämpften, uns auf immer der Entwürdigung und Abhängigkeit preiszugeben suchen würden?"

„Ihr sprecht gut, Marquis," sagte der Großmeister; „und Eure Worte finden einen Wiederhall in meiner Brust. Doch müssen wir vorsichtig seyn; Philipp von Frankreich ist so klug, als tapfer."

„Wahr; desto leichter aber wird er sich von einem Feldzuge ablenken lassen, zu dem er sich in einem Augenblicke der Begeisterung, oder von seinen Edeln bestürmt, rasch verpflichtete. Er ist eifersüchtig auf König Richard, seinen natürlichen Feind, und sehnt sich nach der Rückkehr, um ehrgeitzige Plane zu verfolgen, die Paris näher liegen, als dem heiligen Lande. Er wird jeden schicklichen Vorwand ergreifen, um einen Schauplatz zu verlassen, auf welchem er, seiner Ueber-

zeugung nach, die Kraft seines Königreiches vergeudet."

„Und der Herzog von Oesterreich?" sagte der Tempelherr.

„O, was den Herzog betrifft," erwiederte Conrad, „sein Eigendünkel und seine Thorheit rathen ihm dasselbe, was dem Könige von Frankreich Politik und Weisheit. Er glaubt, daß er undankbar behandelt werde, weil die Leute, und seine eigenen Minnesänger sogar, unaufhörlich nur den König Richard loben und preisen, den er fürchtet und haßt, und über dessen Unglück er sich freuen würde, gleich jenen ungezogenen, feigen Bauernhunden, die, wenn der vorderste der Koppel unter den Klauen des Wolfes leidet, denselben weit eher von hinten anfallen, als ihm zu Hülfe kommen. — Doch zu welchem andern Zwecke sage ich dir dieß, als um dir zu zeigen, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, dieses Bündniß möchte aufgelöst, und das Land von diesen großen Monarchen mit ihren Schaaren befreyt werden? Und du weißt wohl und hast selbst gesehen, wie alle Fürsten von Einfluß und Macht, Einen ausgenommen, der Wunsch beseelt, mit dem Sultan Unterhandlungen anzuknüpfen."

„Ich gestehe es," sagte der Tempelherr; „der müßte blind seyn, der dieß nicht bey ihren letzten Berathungen bemerkt hätte. Allein lüfte deine Maske noch einen Zoll höher, und sage mir die wirkliche Ursache, warum du so eifrig in die Rathsversammlung

drangst, jenen nordischen Edelmann oder Schotten, oder wie Ihr sonst jenen Ritter vom Leoparden nennen mögt, zum Ueberbringer ihrer Vorschläge zu wählen?" —

„Dieß geschah aus Politik," erwiederte der Italiener; „sein Charakter als Eingeborner Britanniens war hinreichend, Saladins Anforderungen zu genügen, der wußte, daß er zum Heere Richards gehörte, während sein Charakter als Schotte und gewisse andere persönliche Mißhelligkeiten, von denen ich Kenntniß hatte, es höchst unwahrscheinlich machten, daß er auf seiner Rückkehr mit dem Krankenbette des König Richard in keine Berührung kommen werde, da diesem seine Gegenwart stets unerwünscht war."

„O, eine zu fein gesponnene Politik," sagte der Großmeister; „glaube mir, italienische Spinngewebe werden diesen ungeschorenen Simson der Insel niemals binden — es geht noch gut, wenn Ihr dieß mit neuen Stricken von der zähesten und stärksten Gattung zu thun vermögt. Seht Ihr nicht, daß der Abgesandte, den Ihr mit so großer Vorsicht gewählt habt, uns in diesem Arzte das Mittel zur Wiederherstellung des löwenherzigen, stierköpfigen Engländers gebracht hat? und so bald er wieder fortzustürmen im Stande ist, welcher von den Fürsten wird es wagen, ihn zurückzuhalten? — Ja sie müssen ihm aus Schaam selbst folgen, ob sie schon eben so gerne unter dem Banner des Satans weiter ziehen würden."

„Seyd zufrieden," sagte Conrad von Montserrat, „ehe dieser Arzt, wenn er nicht Wunder thut, Richards Heilung vollendet, kann vielleicht ein offener Bruch zwischen Philipp, oder wenigstens zwischen dem Oesterreicher und seinen englischen Verbündeten bewirkt werden, und zwar so, daß die Entzweyung unversöhnlich ist; und Richard steht vielleicht von seinem Bette auf, um im besten Falle seine eigenen Truppen zu befehligen, aber nie wieder, um durch seine alleinige Energie die Macht des ganzen Kreuzzuges zu regieren."

„Du bist ein williger Bogenschütze," sagte der Tempelherr, „aber Conrad von Montserrat, dein Bogen ist zu schlaff, um einen Pfeil ans Ziel zu bringen."

Hier blieb er stehen, warf einen argwöhnischen Blick um sich her, um zu untersuchen, ob er nicht belauscht werde, ergriff die Hand des Marquis, und drückte sie heftig, als er dem Italiener ins Gesicht blickte, und langsam wiederholte, — „Richard von seinem Bette aufstehen, sagst Du, Conrad? er darf nie wieder aufstehen."

Der Marquis von Montserrat fuhr erschrocken auf — „wie! — spracht Ihr von Richard von England — von Löwenherz — dem Helden der Christenheit? —"

Seine Wange wurde blaß und seine Kniee zitterten, während er dieses sprach.

Der Tempelherr blickte ihn mit seinem eisernen in ein verächtliches Lächeln verzogenen Gesichte an.

„Weißt du, wem du jetzt ähnlich siehst, Sir Konrad? Nicht dem weltklugen und tapfern Marquis von Montserrat, nicht dem, der die Versammlung der Fürsten leiten, und das Schicksal ganzer Reiche entscheiden wollte, — sondern einem Neulinge, der auf eine Beschwörung im Buche seines Lehrers gestoßen ist, und den Teufel herbeigerufen hat, als er es am wenigsten vermuthete, und nun zitternd vor dem Geiste steht, den er herauf beschworen hat."

„Ich gebe Euch zu," sagte Conrad, sich wieder fassend, „daß, wofern nicht ein anderer sicherer Weg gefunden werden kann, Du auf denjenigen hingedeutet hast, der am sichersten zu unserem Ziele führt Aber, heilige Jungfrau! wir werden der Fluch von ganz Europa und der Abscheu Aller werden, von dem Pabste auf seinem Throne bis zu dem Bettler an den Pforten der Kirche, der zerlumpt und aussätzig, im tiefsten Schlamme des menschlichen Elends, sich seelig preisen wird, daß er weder Giles Amaury, noch Conrad von Montserrat ist."

„Wenn Du es so nimmst," sagte der Großmeister, mit derselben ruhigen Fassung, die er im Laufe dieses ganzen merkwürdigen Gesprächs behauptet hatte, „so laßt uns annehmen, daß nichts zwischen uns vorgegangen ist, — daß wir im Schlafe gesprochen ha-

ben — daß wir aufgewacht sind, und daß das Gesicht nun verschwunden ist."

„Es kann nie verschwinden," entgegnete Conrad. „Erscheinungen von Herzogs-Kronen und Königsbinden vertheidigen in der That ihren Platz in unserer Einbildungskraft etwas hartnäckig," erwiederte der Großmeister.

„Gut," antwortete Conrad. „Laß mich nur zuerst den Versuch machen, den Frieden zwischen Oesterreich und England zu brechen. —"

Sie schieden. — Conrad blieb noch auf dem Platze stehen und sah dem wallenden weißen Mantel des Tempelherrn nach, als dieser langsam hinwegschritt, und allmählig in der schnell herabsinkenden Dunkelheit der orientalischen Nacht verschwand. Stolz, ehrgeizig, verschlagen und eben nicht sehr gewissenhaft war der Marquis doch von Natur nicht grausam. Er war ein Wollüstling und Epikuräer, und, gleich vielen dieser Sinnesart, sogar aus selbstsüchtigen Beweggründen, abgeneigt, Andern Schmerzen zu verursachen oder Zeuge von grausamen Handlungen zu seyn; auch näherte er ein allgemeines Gefühl von Achtung für seinen Ruf, was bisweilen den Mangel besserer Grundsätze, wodurch ein guter Name erhalten wird, ersetzt.

„Ich habe," sagte er, als seine Augen noch nach dem Punkte gerichtet waren, wo er das letzte leichte Wallen vom Mantel des Tempelherrn gesehen hatte,

— „ich habe in der That den Teufel selbst herbeigerufen! Wer hätte geglaubt, daß dieser finstere, ascetische Großmeister, dessen ganzes Glück oder Unglück mit dem seines Ordens verknüpft ist, zu dessen Wohlfahrt mehr zu thun geneigt seyn würde, als ich, der ich für mein eigenes Interesse kämpfe. Diesen wilden Kreuzzug zu hemmen war in der That meine Absicht, aber das rasche Verfahren, das dieser entschlossene Priester anzurathen wagte, kam mir nicht in den Sinn — und doch führt es am sichersten, und vielleicht auch am leichtesten zum Ziele."

Solche Betrachtungen stellte der Marquis an, als sein leises Selbstgespräch durch eine Stimme unterbrochen wurde, die aus einer geringen Entfernung in dem nachdrücklichen Tone eines Herolds die Worte rief: „Gedenke des heiligen Grabes."

Die Ermahnung wiederhallte von Posten zu Posten; denn es war die Pflicht der Schildwachen, diesen Ruf von Zeit zu Zeit auf ihrer periodischen Wache ertönen zu lassen, damit das Heer der Kreuzfahrer den Zweck seiner Bewaffnung nie aus den Augen verlieren möchte. Allein obschon Conrad diese Sitte kannte, und bei allen früheren Gelegenheiten die warnende Stimme als eine gewohnte Sache vernommen hatte, so kam sie doch in diesem Augenblicke in eine so starke Berührung mit seiner Gedankenreihe, daß sie in seinen Ohren wie eine Stimme vom Himmel klang, die ihn gegen die Ungerechtigkeit warnte, auf die sein

Herz sann. Er blickte ängstlich umher, als ob er, gleich dem Patriarchen der Vorzeit, jedoch unter sehr verschiedenen Umständen, irgend einen, in einem Dickicht gefangenen, Widder erwartete, — irgend einen Stellvertreter für das Opfer, das sein Camerad nicht dem höchsten Wesen, sondern dem Moloch ihres Ehrgeizes, darbringen wollte. Während er umherblickte, faßte er die breiten Falten der Fahne von England ins Auge, die sich schwerfällig unter dem Hauche der schwachen Nachtluft entfalteten. Sie war auf einem fast in der Mitte des Lagers befindlichen, künstlichen Walle aufgepflanzt, den vielleicht vor Alters irgend ein hebräischer Anführer oder Held als ein Denkmal seines Ruheortes errichtet hatte. War dem so, so war der Name jetzt vergessen, und die Kreuzfahrer hatten ihn St. Georgsberg getauft, weil von dieser Höhe aus das Panier Englands die vielen ausgezeichneten, edlen und selbst königlichen Fahnen, die auf niedrigern Standörtern aufgepflanzt waren, weit überragte.

Ein so schneller Verstand, wie der des Marquis, bildet sich in einem Nu Ideen. Ein einziger Blick auf die Fahne schien die Ungewißheit seiner Seele zu zerstreuen. Er begab sich nach seinem Zelte mit dem eiligen und entschlossenen Schritte eines Menschen, der einen Plan entworfen hat, den er auszuführen entschlossen ist; entließ hierauf sein fast fürstliches Gefolge, und murmelte, als er sich zu Bette begab, seinen ver-

besserten Entschluß, daß die mildern Mittel ersucht werden müssen, bevor die verzweifelteren angewendet werden dürfen.

„Morgen" sagte er, „sitze ich an der Tafel des Herzogs von Oesterreich — wir wollen sehen, was sich zur Ausführung unseres Planes thun läßt, bevor wir zu den schwarzen Vorschlägen dieses Tempelritters unsere Zuflucht nehmen."

Sechstes Kapitel.

Leopold, Großherzog von Oesterreich, war der erste Besitzer jenes edeln Landes, welchem der fürstliche Rang angehörte. Er war in dem deutschen Reiche wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser zum Herzoge erhoben worden, und beherrschte die schönsten Provinzen, welche die Donau bewässert. Sein Charakter ist in der Geschichte durch eine gewaltthätige und treulose Handlung befleckt worden, die aus ebendiesen Vorfällen im heiligen Lande entsprang; und doch war die Schande, Richard zum Gefangenen gemacht zu haben, als er ohne Gefolge und verkleidet durch sein Gebiet zurückkehrte, nicht aus Leopolds natürlicher Gemüthsart geflossen. Er war mehr ein schwacher und eitler, als ein ehrgeiziger und tyrannischer Fürst. Seine Geistesfähigkeiten glichen der Beschaf-

fenheit seiner Person. Er war groß, stark und wohlgestaltet, mit einem Gesichte, in welchem Weiß und Roth einen starken Gegensatz gegen einander bildeten, und hatte lange wallende Locken schönen Haares. Allein es lag etwas so Unbeholfenes in seinem Gange, daß es schien, als ob seine Gestalt nicht von hinlänglicher Energie beseelt wäre, um eine solche Masse in Bewegung zu setzen. Als Fürst schien er zu wenig mit seiner eigenen Würde vertraut, und da er oft nicht wußte, wie er sein Ansehen geltend machen sollte, wenn es die Umstände verlangten, so glaubte er sich häufig genöthigt, durch unzeitige, gewaltthätige Handlungen und Ausdrücke dasjenige wieder zu erlangen, was er beim Anfange des Streites durch ein wenig mehr Geistesgegenwart leicht, und auf eine gefällige Weise, hätte behaupten können.

Nicht nur sahen Andere diese Mängel, sondern der Erzherzog selbst konnte sich manchmal des peinigenden Bewußtseyns nicht erwehren, daß er nicht ganz geeignet war, den erlangten hohen Rang zu behaupten. Hiezu kam noch der starke, und bisweilen gerechte Verdacht, daß Andere ihn deßwegen verachten.

Als er zuerst sich dem Kreuzzuge mit einem höchst fürstlichen Gefolge angeschlossen hatte, war es sein innigster Wunsch gewesen, Richards Freundschaft und Vertrauen zu erlangen, und zu diesem Ende hatte er Schritte gethan, die der König von England der Klugheit gemäß hätte erwiedern sollen. Allein obschon

der Erzherzog nicht ohne Tapferkeit war, so stand er doch dem Löwenherz an jenem feurigen Muthe, der um die Gefahr, wie um eine Braut, wirbt, so sehr nach, daß er bei dem Könige bald in eine gewiße Verachtung gerieth. Auch verachtete Richard, als ein normännischer Fürst, den Hang des Deutschen zu den Genüssen der Tafel, und besonders seine ungemeine Vorliebe für den Wein. Aus diesen und andern persönlichen Gründen blickte der König von England auf den österreichischen Fürsten bald mit Gefühlen der Verachtung, die er keineswegs zu verbergen oder zu mildern strebte, und die deßwegen von dem argwöhnischen Leopold bald bemerkt, und durch einen tiefen Haß erwiedert wurden. Die Zwietracht zwischen ihnen wurde durch die geheimen und politischen Kunstgriffe Philipps von Frankreich, eines der scharfsinnigsten Monarchen seiner Zeit, angefacht. Dieser König fürchtete den stolzen und anmaßenden Charakter Richards, den er als seinen natürlichen Nebenbuhler betrachtete, und fühlte sich überdieß durch die herrische Art beleidigt, auf die er, ein Vasall Frankreichs wegen seiner Besitzungen auf dem Festlande, sich gegen seinen Lehnsherrn betrug. Er suchte daher seine eigne Parthei zu verstärken, und die des englischen Monarchen zu schwächen, indem er die kreuzfahrenden Fürsten von niederem Range aufforderte, sich zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen die usurpirende Autorität des Königs von England, wie er

sich ausdrückte, zu vereinigen. Dieß war die politische Stellung und Denkart des Erzherzogs von Oesterreich, als Conrad von Montserrat sich entschloß, mit Hülfe seiner Eifersucht gegen England den Bund der Kreuzfahrer aufzulösen, oder wenigstens lockerer zu machen.

Er wählte die Mittagszeit zu seinem Besuche, und gab als Grund desselben an, er wolle dem Erzherzog eine vorzügliche Gattung Cypernwein, die ihm kürzlich zugekommen sey, überreichen, und sich mit ihm über seine Güte, in Vergleichung mit dem ungarischen und dem Rheinwein, besprechen. Auf eine Erklärung dieser Art erfolgte natürlich eine höfliche Einladung, an dem herzoglichen Mahle Theil zu nehmen, und es wurde alles gethan, um es dem Glanze eines souverainen Fürsten angemessen zu machen. Gleichwohl aber sah der verfeinerte Geschmack des Italieners mehr lästige Verschwendung, als Eleganz oder Pracht in der Menge der Mundvorräthe, unter denen der Tisch seufzte.

Die Deutschen besaßen zwar noch den offenen und kriegerischen Charakter ihrer Vorfahren, die das römische Reich bezwangen; allein sie hatten auch keinen geringen Theil ihrer Barbarei beibehalten. Die Gebräuche und Grundsätze des Ritterthums erreichten bei ihnen nicht die feine Höhe, zu der sie von den französischen und englischen Rittern erhoben wurden; auch beobachteten sie die vorhergeschriebenen Regeln der Ge-

sellschaft, nicht, die nach dem Glauben dieser Nationen den hohen Standpunkt der Civilisation ausdrückten. Als Conrad an der Tafel des Erzherzogs saß, ward er zugleich betäubt und belustigt durch den Klang teutonischer Töne, die sein Ohr von allen Seiten bestürmten, ungeachtet der Feierlichkeit eines fürstlichen Gastmahls. Ihre Tracht schien ihm ohne Unterschied phantastisch; denn viele der österreichischen Edelleute trugen lange Bärte, und fast alle von ihnen hatten kurze und buntfarbige Jacken, deren Schnitt und Verzierung im westlichen Europa etwas Ungewöhnliches war.

Eine Menge alter und junger Diener warteten in dem Zelte auf, mischten sich manchmal ins Gespräch, empfiengen von ihrem Herrn die Ueberbleibsel des Gastmahls, und verschlangen sie im Rücken der Gesellschaft. Lustigmacher, Zwerge und Minstrels waren in ungewöhnlicher Anzahl da, und lärmender und zudringlicher, als sie in einer besser geordneten Gesellschaft sein durften. Da man ihnen den unbeschränkten Genuß des Weins gestattete, der in reichlicher Menge rings umher floß, so war ihr unbezähmter Tumult um so betäubender.

Diese ganze Zeit hindurch, und mitten unter einem Geschrey und einem Getümmel, das sich besser für ein deutsches Wirthshaus während eines Jahrmarkts, als für das Zelt eines souveränen Fürsten geschickt hätte, wurde der Erzherzog mit einer ungemein pünktlichen Förmlichkeit und einer Ehrerbietung bedient,

die bewies, wie ängstlich er darnach strebte, den Stand und Charakter, zu dem ihn seine Erhöhung berechtigte, strenge zu behaupten. Er wurde auf den Knieen und nur von Edelknaben bedient, speiste aus silbernen Schüsseln, und trank seinen Tokayer und seinen Rheinwein aus einem goldenen Becher. Sein Herzogsmantel war prachtvoll mit Hermelin geschmückt; seine Krone kam vielleicht an Werth einer königlichen gleich, und seine in Sammetschuhe (deren Länge mit sammt den Spitzen etwa 2 Fuß betragen mochte) eingeschlossenen Füße ruhten auf einem Fußschemel von gediegenem Silber. Allein es verrieth theilweise den Charakter des Mannes, daß, obschon er gegen den Marquis von Montserrat, den er höflicherweise an seine rechte Seite gesetzt hatte, Aufmerksamkeit an den Tag zu legen wünschte, er doch seinen Spruchsprecher, d. h. der unterhaltenden Person, die hinter der rechten Schulter des Herzogs stand, weit mehr Aufmerksamkeit widmete.

Diese Person war in einen Mantel und ein Wamms von schwarzem Sammet gekleidet. Das letztere war mit verschiedenen Silber- und Goldmünzen geschmückt, die als Andenken an die freigebigen Fürsten, die ihn damit beschenkt hatten, an dasselbe angeheftet waren. Ferner trug er einen kurzen Stab, an dem ebenfalls Büscheln von Silbermünzen befestigt waren, mit denen er klingelte, um Aufmerksamkeit zu erregen,

gen, wenn er etwas sagen wollte, das er für merkwürdig hielt. Dem Range nach stand er in dem Haushalte des Erzherzogs zwischen einem Minstrel und einem Rathgeber; er war abwechslungsweise Schmeichler, Dichter und Redner, und diejenigen, welche nach der Gunst des Herzogs strebten, bemühten sich im Allgemeinen, sich bei dem Spruchsprecher beliebt zu machen.

Damit zu viel von der Weisheit dieses Dieners nicht etwa ermüden möchte, befand sich hinter der andern Schulter des Herzogs sein Hofnarr, Jonas Schwanker genannt, der fast ebensoviel Geräusch mit seiner Narrenkappe und seinen Schellen machte, als der Redner oder Spruchsprecher mit seinem klingenden Stock.

Diese zwei Personen brachten abwechslungsweise ernsthaften und komischen Unsinn zum Vorscheine, indeß ihr Herr lachte, oder ihnen selbst Beyfall klatschte, jedoch aber sorgfältig die Mienen seines edlen Gastes bewachte, um zu entdecken, was für einen Eindruck diese Oesterreichische Beredsamkeit und Witzkunst auf einen so vollkommenen Ritter machte. Es ist schwer zu bestimmen, ob der Mann der Weisheit oder der Mann der Thorheit das meiste zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrug, oder am höchsten in der Achtung ihres fürstlichen Gebieters stund; allein die Einfälle beyder schienen ungemein gut aufgenommen zu werden. Manchmal buhlten sie um die

Bayerische Staatsbibliothek München

Ehre, die Gesellschaft zu unterhalten, und rasselten wetteifernd mit ihren Klappern; allein im Allgemeinen standen sie mit einander auf einem so guten Fuße, und waren so sehr gewöhnt, ihr gegenseitiges Spiel zu ertragen, daß der Spruchsprecher oft so gefällig war, die Witzeleyen des Lustigmachers mit einer Erklärung zu begleiten, um sie der Fassungskraft der Zuhörer angemessener zu machen; so daß seine Weisheit eine Art von Commentar für die Narrheit des Possenreißers bildete; und bisweilen würzte der Hofnarr, aus schuldiger Dankbarkeit, den Schluß des langweiligen Vortrags des Redners durch einen kräftigen Scherz.

Welcher Art auch die wahren Gesinnungen Conrads seyn mochten, so trug er doch dafür Sorge, daß seine Miene nichts als Zufriedenheit über das, was er hörte, ausdrückte, und er lächelte oder klatschte, allem Anscheine nach, ebenso eifrig, als der Erzherzog selbst, über die feierliche Thorheit des Spruchsprechers, und den kauderwelschen Witz des Narren. Im Grunde lauerte er auf den Augenblick, wo der eine oder der andere ein Thema vorbringen würde, das der Absicht, mit der sich sein Geist jetzt vorzugsweise beschäftigte, günstig wäre.

Bald wurde der König von England von dem Lustigmacher auf's Tapet gebracht, der sich daran gewöhnt hatte, Richard vom Pfriemenkraut als einen

angenehmen und unerschöpflichen Gegenstand der Belustigung zu betrachten.

Der Redner schwieg in der That, und nur als ihn Conrad dazu aufforderte, bemerkte er, die Genista oder das Pfriemenkraut sey ein Sinnbild der Niedrigkeit, und es wäre gut, wenn diejenigen, welche es trügen, sich an die Ermahnung erinnerten.

Die Anspielung auf das berühmte Kennzeichen Plantagenets wurde hiedurch offenbar genug, und Jonas Schwanker bemerkte, daß die, welche sich selbst erniedrigten, sehr erhöht worden wären.

„Ehre, wem Ehre gebührt,“ antwortete der Marquis von Montserrat; wir haben alle Theil an diesen Märschen und Schlachten gehabt, und mir scheint es, andere Fürsten dürften wohl auch einigen Antheil an dem Ruhme haben, dessen sich Richard von England unter den Minstrels und Minnesängern theilhaftig macht. Hat keiner, der die frohe Wissenschaft ausübt, einen Gesang zum Lobe des königlichen Herzogs von Oesterreich, unseres fürstlichen Wirthes?

Drey Minstrels traten wetteifernd mit Gesang und Harfe hervor. Zwey wurden mit Mühe von dem Spruchsprecher, der den Aufseher der Lustbarkeiten zu spielen schien, zum Schweigen gebracht, und endlich erhielt der vorgezogene Dichter Gehör, der

nun in hochdeutscher Sprache ungefähr folgende Stanzen sang:

Wer ist der Tapfere, der die Schaar
Des Kreuzzugs nach dem Osten führt?
Er, dessen Haupt am höchsten ragt,
Er, den der höchste Helmbusch ziert.

Hier unterbrach der Spruchsprecher, mit seinem Stabe klingelnd, den Barden, um der Gesellschaft mitzutheilen, was sie sonst aus dem Inhalte des Liedes nicht errathen haben würde, daß ihr königlicher Wirth der angedeutete Held sey, und ein voller bekränzter Becher umkreiste die Tafel unter dem Rufe: „Hoch lebe der Herzog Leopold."

Eine andere Stanze folgte:

Was frägst du, warum Oestreichs Fahne
Am höchsten unter allen schwebt?
Erstaunst du, daß der Lüfte König,
Am höchsten seinen Flug erhebt?

„Der Adler," sagte der Ausleger dunkler Sprüche, „ist das Wahrzeichen unseres edlen Gebieters, des Erzherzogs — Seiner königlichen Gnaden, — wollte ich sagen — und der Adler fliegt unter dem ganzen befiederten Geschlechte am höchsten."

„Der Löwe hat einen Sprung über den Adler gethan," sagte Conrad nachläßig.

Der Erzherzog erröthete und heftete den Blick auf den Marquis, während der Spruchsprecher nach

einem augenblicklichen Nachdenken antwortete: „Der Herr Marquis werden mir verzeihen, ein Löwe kann nicht über einen Adler fliegen, weil kein Löwe Schwingen hat.“

„Ausgenommen der Löwe von St. Marcus,“ sagte der Lustigmacher.

„Das heißt das venetianische Banner,“ sagte der Erzherzog, „allein sicherlich wird dieses Zwittergeschlecht, das halb aus Edelleuten und halb aus Kaufleuten besteht, seinen Rang nicht mit dem Unsrigen in Vergleichung zu bringen wagen.“

„Nein, nicht von dem venetianischen Löwen, sprach ich,“ sagte der Marquis von Montserrat; „sondern von den drey schreitenden Löwen Englands — ehedem sollen es Leoparden gewesen seyn, allein jetzt sind sie vollkommene Löwen geworden, und müssen vor den vierfüßigen Thieren, den Fischen, und dem Geflügel den Vorrang haben, und wehe dem, der sich widersetzt!“

„Meint Ihr das im Ernste, Mylord?“ sagte der Oesterreicher, der jetzt bedeutend vom Weine erhitzt war; „Glaubt Ihr, daß Richard von England irgend eine Obergewalt über die freien Fürsten ausübt, die sich freywillig mit ihm zu diesem Kreuzzuge verbunden haben?

„Ich kann in dieser Sache bloß nach den Umständen urtheilen, „antwortete Conrad;“ dort hängt sein Panier allein in der Mitte unseres Lagers, als ob er

König und Generalissimus unsers ganzen christlichen Heeres wäre."

„Und ertragt Ihr das so geduldig und sprechet so kalt davon?" sagte der Erzherzog.

„Eure Hoheit," antwortete Conrad, „es kann dem armen Marquis von Montserrat nicht in den Sinn kommen, gegen ein Unrecht zu kämpfen, dem sich so mächtige Fürsten, wie Philipp von Frankreich, und Leopold von Oesterreich, geduldig unterwerfen. Die Schmach, welcher Ihr Euch zu unterwerfen für gut findet, kann für mich keine Unehre seyn."

Leopold ballte die Faust, und schlug heftig auf den Tisch.

„Ich habe Philipp davon gesagt," rief er aus; „ich habe ihm oft gesagt, daß es unsere Pflicht sey, die geringern Fürsten gegen die Anmaßungen dieses Insulaners zu beschützen — allein er antwortet mir stets mit kalten Rücksichten auf ihre Verhältnisse, als Lehnsherr und Vasall, und erklärt es für unpolitisch, in diesem Zeitpunkte einen offenen Bruch mit ihm herbeizuführen."

„Die Welt weiß, daß Philipp weise ist," sagte Conrad, „und hält seine Unterwerfung für Politik. — Was die Eurige betrifft, so könnt Ihr allein Rechenschaft davon geben; allein ich zweifle nicht, daß Ihr wichtige Gründe habt, Euch der englischen Herrschaft zu unterwerfen."

„Ich mich unterwerfen!" rief Leopold voll Unwil-

len — ich, der Erzherzog von Oesterreich, ein so wichtiges Glied des heiligen römischen Reiches — ich mich diesem Könige einer halben Insel unterwerfen — diesem Enkel eines normännischen Bastards! — Nein beim Himmel! das Lager, und die ganze Christenheit soll sehen, daß ich mir selbst Recht zu verschaffen weiß, und ob ich dem englischen Kettenhund nur einen Zoll breit weiche. — Auf! meine Lehnsleute! auf und folget mir! wir wollen, und zwar ohne einen Augenblick zu verlieren, den österreichischen Adler dahin stellen, wo er so hoch schweben soll, als je ein Wahrzeichen von König oder Kaiser."

Mit diesen Worten sprang er von seinem Sitze auf, öffnete unter dem tumultuarischen Freudengeschrei seiner Gäste und Untergebenen die Thüre des Zeltes, und ergriff sein Banner, das vor demselben aufgepflanzt war.

„Nicht so, Eure Hoheit," sagte Conrad, „es wird Eure Weisheit zu Schanden machen, wenn Ihr um diese Stunde in dem Lager Lärmen verursacht, und vielleicht ist es besser, Englands Anmaßung noch ein Weilchen zu ertragen, als —

„Nicht eine Stunde — nicht einen Augenblick länger," brüllte der Herzog; und mit dem Panier in der Hand, und von seinen jauchzenden Gästen und Dienern begleitet, eilte er nach der, im Mittelpunkte des Lagers gelegene, Anhöhe, auf der Englands Fahne

wehte, und legte die Hand an die Fahnenstange, als wollte er sie aus dem Boden reißen.

„Mein Herr, mein theurer Herr!" rief Jonas Schwanker, seine Arme um den Herzog schlingend — nehmet Euch in Acht, — Löwen haben Zähne."

„Und die Adler haben Klauen," sagte der Herzog, der noch immer die Fahnenstange umfaßt hielt, allein noch unschlüssig war, ob er sie aus dem Boden reißen sollte.

Der Spruchsprecher hatte ungeachtet seines Berufs doch manchmal Augenblicke, in denen er Beweiße von gesundem Verstande gab. Er klingelte laut mit seinem Stabe, und Leopold kehrte sich, wie aus Gewohnheit, nach ihm um.

„Der Adler ist König unter den Vögeln der Luft," sagte der Spruchsprecher, „wie der Löwe unter den Thieren des Feldes — jeder hat sein Herrschgebiet, das so weit von einander getrennt ist, als England von Deutschland. — Beschimpfe, edler Adler, den fürstlichen Löwen nicht, sondern laßt eure Paniere friedlich nebeneinander wehen."

Leopold zog die Hand von dem Bannerspeere zurück, und sah sich nach Conrad von Montferrat um, allein er erblickte ihn nicht; denn sobald der Marquis den Unfug beginnen sah, entfernte er sich aus dem Gedränge, und äußerte allererst vor verschiedenen unpartheiischen Personen sein Bedauern darüber, daß der Erzherzog die Nachmittagsstunden gewählt habe, um

ein Unrecht zu rächen, über das er sich beklagen zu dürfen geglaubt habe. Als der Erzherzog den Gast nicht sah, an den er vorzugsweise seine Rede zu richten wünschte, so sagte er laut: es sey durchaus nicht sein Wille, Zwietracht in dem Heere der Kreuzfahrer anzustiften, sondern er habe bloß seine Privilegien und das Recht vertheidigt, mit dem Könige von England auf gleicher Stufe zu stehen, ohne sein Panier, das er von Kaisern, seinen Vorfahrern, herleite, über das eines bloßen Abkömmlings der Grafen von Anjou stellen zu wollen. Hierauf ließ er ein Faß Wein herbeibringen und anzapfen, um die Umstehenden zu bewirthen, die bei Trommelschlag und Musik manchen Becher neben der österreichischen Fahne leerten.

Diese unordentliche Scene hatte nicht ohne einen gewissen Lärmen statt, der das ganze Lager aufregte.

Die entscheidende Stunde war nun gekommen, in welcher, wie der Arzt den Regeln seiner Kunst zu Folge vorhergesagt hatte, der königliche Kranke mit Sicherheit aufgeweckt werden konnte und der Schwamm zu diesem Ende gebraucht wurde. Der Arzt versicherte auch bald darauf den Baron von Gilsland, das Fieber sey gänzlich von seinem Herrn gewichen, und seine Constitution so ungemein kraftvoll, daß es nicht einmal, wie in den meisten Fällen, einer zweiten Dosis von der heilsamen Arznei bedürfe. Richard selbst schien derselben Meinung zu seyn; denn während er sich aufrichtete und die Augen rieb, fragte er den Ba-

ron, wie stark die Summe sey, die sich gegenwärtig in der königlichen Kasse befinde.

Der Baron konnte ihm den Belauf derselben nicht genau angeben.

„Gleichviel, ob sie etwas größer oder kleiner ist, sagte Richard; gebt sie nur ganz diesem gelehrten Arzte, der, wie ich zuversichtlich glaube, mich dem Dienste des Kreuzzuges wiedergeschenkt hat. Sollte sie weniger als tausend Bizantinen betragen, so gebt ihm auch noch Juwelen."

„Ich verkaufe die Weisheit nicht, mit der mich Allah begabt hat," antwortete der arabische Arzt; „und wisse, großer Fürst, daß die göttliche Arznei, die Du zu Dir genommen hast, ihre Wirkung in meiner unwürdigen Hand verlieren würde, falls ich sie um Gold oder Diamanten vertauschen wollte."

„Er schlägt eine Belohnung aus!" sagte de Vaux zu sich selbst. „Das ist noch außerordentlicher, als sein Alter von hundert Jahren."

„Thomas de Vaux," sagte Richard, „Du kennst keinen Muth, ausgenommen den der Schlacht, keine Güte und Tugend, ausgenommen die des Ritterthums. Ich sage Dir aber, dieser Mohr in seiner Unabhängigkeit könnte denen zum Beispiele dienen, die sich für den Kern der Ritterschaft halten."

„Es ist Lohn genug für mich," sagte der Araber, seine Arme über der Brust kreuzend und eine ebenso ehrerbietige als würdige Stellung behauptend, „daß

ein so großer König, wie der Maleck Ric ist, so von seinem Diener spricht. — Allein ich muß Euch nun bitten, daß ihr Euch wieder auf Euer Lager zurückleget; denn obgleich, wie ich glaube, keine Wiederholung des göttlichen Trankes nöthig ist, so könnte doch eine zu frühe Anstrengung Schaden bringen."

„Ich muß dir gehorchen, Hakim," sagte der König; „doch glaube mir, meine Brust fühlt sich so frei von dem verzehrenden Feuer, das so viele Tage in ihr gewüthet hat, daß es mir gleich gilt, wie bald ich sie der Lanze eines tapfern Mannes blos stelle. — Doch horch! was bedeutet dieses Jauchzen und diese ferne Musik im Lager? — Geh, Thomas de Vaux, und erkundige dich!" —

„Es ist der Erzherzog Leopold," sagte de Vaux, der nach einer kurzen Abwesenheit zurückkehrte, „der mit seinen Zechbrüdern eine Procession durchs Lager macht."

„Der trunkene Narr!" rief König Richard aus, „kann er seine viehische Völlerei nicht mit dem Schleier seines Zeltes zudecken, daß er seine Schande der ganzen Christenheit zeigen muß? — Was sagt ihr, Herr Marquis," fügte er, den, in diesem Augenblicke das Zelt betretenden, Conrad von Montserrat, anredend hinzu. „Soviel, geehrter Fürst," antwortete der Marquis, „daß ich mich freue, Eure Majestat so wohl und so weit hergestellt zu finden; und das ist eine lange

Rede für jeden, der an der Gastfreundschaft des Herzogs von Oestreich Theil genommen hat."

Wie! Ihr habt bei dem teutonischen Weinschlauch gespeist," sagte der Monarch, „und was für einen Spaß hat er denn ersonnen, daß er alle diese Unordnung verursacht? Wahrlich, Sir Conrad, ich habe Euch stets für einen so guten Schmauser gehalten, daß ich mich wundere, wie Ihr der Lustbarkeit so bald habt entsagen können."

De Vaux, der sich ein wenig hinter den König gestellt hatte, bemühte sich jetzt, durch Blick und Zeichen dem Marquis zu bedeuten, er solle dem Könige nichts von dem sagen, was draußen vorgehe. Allein Conrad verstand oder beachtete das Verbot nicht.

„Was der Erzherzog thut," sagte er, „ist für jedermann, vorzüglich aber für ihn, von geringer Bedeutung, da er wahrscheinlich selbst nicht weiß, was er thut, — doch die Wahrheit zu sagen, es ist ein Spaß, an dem ich nicht gerne Theil nehmen möchte; denn er reißt das Banner Englands vom heiligen Georgsberge nieder, und entfaltet das seinige an dessen statt."

„Was sagst du?" rief der König in einem Tone aus, der die Todten hätte erwecken können.

„Nicht so," sagte der Marquis, „erzürnt euch nicht darüber, daß ein Thor seiner Thorheit gemäß handelt. —

„Sage mir nichts," rief Richard von seinem Lager aufspringend, und seine Kleider mit einer fast

wunderbaren Hast um sich werfend — „sage mir nichts, Lord Marquis! — de Moulton, ich gebiete dir, sprich kein Wort mit mir. — Der, welcher nur eine Sylbe verlauten läßt, ist kein Freund von Richard Plantagenet. — Hakim, schweig still, ich befehle es Dir."

Diese ganze Zeit über kleidete sich der König eilig an, und mit dem letzten Worte ergriff er sein Schwerdt, das an dem Pfeiler des Zeltes hieng, und stürzte ohne andere Waffen und ohne jemands Begleitnng zu fordern, hinaus. Conrad hielt die Hände, wie aus Erstaunen, empor, und schien sich mit de Vaux in eine Unterredung einlassen zu wollen; allein Sir Thomas stürzte, ohne die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen, an ihm vorbei, und rief einem von des Königs Stallmeistern hastig zu: „Eile, nach Lord Salisburys Quartier, und sage ihm, daß er seine Leute zusammen rufen solle, und folge mir augenblicklich zum St. Georgsberge. — Sage ihm, das Fieber des Königs habe dessen Blut verlassen, und sich in seinem Gehirne festgesetzt."

Da der erschrockene Stallmeister de Vaur's hastige Anrede unvollkommen hörte, und noch unvollkommener verstand, so eilte er mit seinen Dienstgenossen in die Zelte des benachbarten Adels, und verbreitete schnell unter dem ganzen brittischen Heere eine ebenso allgemeine Bestürzung, als die Ursache unbestimmt schien. Die englischen Krieger, die aus jener Mittagsruhe aufgestört wurden, die sie das heiße Klima als eine

Art Luxus zu genießen gelehrt hatte, fragten einander hastig um die Ursache des Tumults, und ersetzten, ohne eine Antwort abzuwarten, durch die Kraft ihrer Phantasie, den Mangel an Belehrung. Einige sagten: die Saracenen seyen im Lager; andere, man habe dem Könige nach dem Leben getrachtet; wieder andere, er sey in der vergangenen Nacht an dem Fieber gestorben; und viele, der Herzog von Oesterreich habe ihn meuchlings ermordet. Die Edelleute und Offiziere, die ebensowenig, als die gemeinen Soldaten, die wahre Ursache der Unordnung ergründen konnten, bemühten sich bloß, ihre Untergebenen unter die Waffen und zum Gehorsam zu bringen, damit nicht ihre Raschheit dem Heere des Kreuzzuges irgend ein großes Unglück zuziehen möchte. Die englischen Trompeten schmetterten laut und anhaltend. Der Waffenruf, „Bogen und Aexte" — erscholl von Quartier zu Quartier, ertönte wieder und wieder, und ward wieder und wieder von den schlagfertigen Kriegern durch den Nationalruf beantwortet: „der heilige Georg für's lustige England."

Der Aufruf durchlief den nächsten Theil des Lagers, und Leute von allen den verschiedenen Nationen, die hier versammelt waren, wo vielleicht jedes Volk in der Christenheit seine Repräsentanten hatte, flogen zu den Waffen, und versammelten sich während der allgemeinen Verwirrung, deren Ursache und Zweck ihnen gleich unbekannt war. Es war jedoch bei einem so drohenden Auftritte noch ein glücklicher Umstand, daß der

Graf von Salisbury, als er, gemäß der Aufforderung des Barons, nur mit einigen Wenigen der schlagfertigsten englischen Gewappneten forteilte, den Befehl gab, das übrige englische Heer solle aufgestellt und unter den Waffen gehalten werden, um im Nothfalle dem Könige zu Hülfe zu eilen, jedoch in angemessener Ordnung und unter gebührendem Commando, und nicht mit der tumultuarischen Eile, die durch ihre Bestürzung und den Eifer für die Sicherheit des Königs leicht hätte herbeigeführt werden können.

Indessen verfolgte Richard, ohne auch nur einen Augenblick das Geschrei und den Tumult zu beachten, der sich um ihn zu verstärken begann, in seinem höchst unordentlichen Anzuge und mit seinem in der Scheide steckenden Schwerdte unter dem Arme, in der grösten Eile, seinen Weg nach dem St. Georgsberge, nur von de Vaux und einigen Dienern seines Haushaltes begleitet.

Er eilte sogar dem Lärmen voran, den einzig und allein sein Ungestümm erregt hatte, und kam an dem Quartier seiner tapfern Truppen aus der Normandie, aus Poitou, Gascogne und Anjou vorbei, ehe der Tumult sie erreicht hatte, obwohl das Getöse, das die schmausenden Deutschen verursachten, viele Soldaten bewogen hatte, ihr Quartier zu verlassen, um zuzuhören. Die Handvoll Schotten war auch in der Nähe eingelagert, und ebenfalls von dem Aufruhr noch nicht gestört worden. Allein die Person des Königs so wie seine Eile wurden von dem Ritter vom Leoparden bemerkt. Gefahr

ahnend und entschlossen, sie zu theilen, ergriff dieser Schild und Schwerdt, und schloß sich an de Vaux an, der nicht ohne Mühe mit seinem ungeduldigen und feurigen Gebieter gleichen Schritt hielt. De Vaux beantwortete einen neugierigen Blick, den ihm der schottische Ritter zuwarf, mit einem Achselzucken, und sie fuhren fort, dem Könige neben einander auf dem Fuße zu folgen.

Der König befand sich bald am Fuße des Berges vom heiligen Georg. Die Seiten, wie die Platform desselben, waren jetzt dicht vollgedrängt, sowohl von den Leuten des Herzogs von Oesterreich, die unter lautem Jubelgeschrei die Handlung feierten, die sie als eine Vertheidigung der Nationalehre betrachteten, als auch von Zuschauern aus verschiedenen Nationen, welche Abneigung gegen die Engländer oder bloße Neugier versammelt hatte, um den Ausgang dieses außerordentlichen Beginnens mit anzusehen. Durch diesen verworrenen Haufen drang Richard, gleich einem trefflichen Schiffe, das sich mit vollen Segeln durch die rollenden Wogen Bahn bricht, und es nicht achtet, daß sie brausend in die von ihm gezogene Furche stürzen, und vereinigt hinter ihm her toben.

Oben auf der Anhöhe befand sich ein kleiner ebener Platz, auf welchem die wetteifernden Paniere aufgepflanzt, und noch von den Freunden und dem Gefolge des Erzherzogs umgeben waren. In der Mitte des Kreises befand sich Leopold selbst, noch immer mit

Selbst-

Selbstzufriedenheit die verrichtete That betrachtend, und das Beifallgeschrei anhörend, das seine Anhänger nicht sparsam ertönen ließen. Während er sich in diesem selbstgefälligen Zustande befand, drang Richard in den Kreis, zwar nur von zwei Männern begleitet, allein vermöge seiner wilden und kühnen Kraft einer unbezwingbaren Schaar gleich.

„Wer hat es gewagt," rief er, seine Hand an die österreichische Fahne legend und mit einer Stimme aus, die dem donnernden Knalle glich, der einem Erdbeben vorauszugehen pflegt, „wer hat es gewagt, diesen armseligen Lumpen neben Englands Panier zu stellen?"

Dem Erzherzoge fehlte es nicht an persönlichem Muthe, und er konnte eine solche Frage unmöglich unbeantwortet lassen. Doch so sehr ward er durch Richards unerwartete Ankunft überrascht und von der allgemeinen Ehrfurcht, die sein feuriger und unbeugsamer Charakter einflößte, ergriffen, daß die Frage zweymal in einem Tone, der Himmel und Erde zum Kampfe zu fordern schien, wiederholt wurde, ehe der Herzog mit so viel Festigkeit, als ihm möglich war, antwortete: „Ich war es, ich, Leopold von Oesterreich."

„Dann soll Leopold von Oesterreich unverzüglich sehen, welchen Werth sein Panier und seine Ansprüche in den Augen Richards von England haben."

Mit diesen Worten riß er den Bannerspeer um, zersplitterte ihn, warf das Panier selbst auf den Boden, und trat es mit Füßen.

„So," sagte er, „trete ich Oesterreichs Panier mit Füßen. Gibt es einen Ritter unter eurer teutonischen Ritterschaft, der es wagt, mich meiner That wegen zur Rede zu stellen? —

Eine kurze Stille erfolgte; allein es gibt keine tapfern Leute, als die Deutschen.

„Ich," und „ich" und „ich" riefen mehrere Ritter unter dem Gefolge des Herzogs, und er selbst folgte dem Beispiele derer, die Richards Herausforderung annahmen.

„Was zögern wir," sagte der Graf Wallenrode, ein gigantischer Krieger von der ungarischen Gränze, „Brüder und edle Herrn, dieser Mann tritt die Ehre Eures Landes mit Füßen — laßt uns sie retten und nieder mit Englands Stolze!"

Mit diesen Worten zog er sein Schwerdt, und würde dem Könige einen tödtlichen Streich versetzt haben, hätte ihn nicht der Schotte mit seinem Schilde aufgefangen.

„Ich habe geschworen," sagte König Richard, — und seine Stimme übertönte den ganzen Tumult, der jetzt immer wilder und lauter wurde — „niemals nach einem zu schlagen, dessen Schulter das Kreuz trägt; daher lebe Wallenrode; allein lebe, um dich an Richard von England zu erinnern."

Mit diesen Worten faßte er den großen Ungar um den Unterleib, und schleuderte ihn, vermöge seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit im Ringen, so wie in al-

len andern kriegerischen Uebungen, mit einer solchen Gewalt rückwärts, daß die Masse aus einer Kriegsmaschine abgesendet worden zu seyn schien, und nicht nur durch den Kreis der Zuschauer, sondern auch über den Rand der Platform selbst, und hinab an der steilen Seite des Berges rollte, bis er endlich überpurzelte, und mit verrenktem Schulterknochen, gleich einem Todten, liegen blieb. Dieser Beweis von einer fast übernatürlichen Kraft munterte weder den Herzog, noch irgend einen seines Gefolges auf, einen unter so ungünstigen Auspizien begonnenen persönlichen Kampf zu erneuern. Diejenigen, welche in der weitesten Entfernung standen, klirrten zwar mit ihren Schwerdtern, und riefen: „Haut den englischen Kettenhund in Stücke!" allein die Näherstehenden verbargen vielleicht ihre Furcht unter dem Schleyer einer angeblichen Ordnungsliebe und riefen: „Friede! Friede! der Friede des Kreuzes — der Friede der heiligen Kirche und unseres Vaters, des Pabstes!"

Diese verschiedenen sich widersprechenden Ausrufe der Angreifer zeugten von ihrer Unentschlossenheit, während Richard, den Fuß noch immer auf dem erzherzoglichen Banner, mit einem Auge umher blickte, das einen Feind zu suchen schien, und vor dem die zürnenden Edelleute, wie vor den drohenden Klauen des Löwen, erschrocken zurückbebten. De Vaur und der Ritter vom Leoparden behaupteten ihre Plätze neben ihm; und obschon ihre Schwerdter noch unentblößt waren

ren, so lag es doch am Tage, daß sie bereit waren, Richards Person bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und ihre Gestalt und merkwürdige Stärke zeigten deutlich, daß die Vertheidigung eine verzweifelte seyn würde.

Salisbury und seine Leute rückten nun auch mit geschwungenen Streitärten und Partisanen und schon gespannten Bogen herbei.

In diesem Augenblicke kam König Philipp von Frankreich, von einigen seiner Edeln begleitet, auf die Platform, um die Ursache der entstandenen Unruhe zu erfahren, und zeigte in Miene und Geberde großes Erstaunen darüber, daß er den König von England von seinem Krankenbette aufgestanden, und ihrem gemeinschaftlichen Verbündeten, dem Herzog von Oesterreich, in einer so drohenden und beleidigenden Stellung gegenüberstehend, fand. Richard selbst erröthete, daß ihn Philipp, dessen Scharfsinn er eben so sehr achtete, als ihm seine Person mißfiel, in einer Lage antraf, die sich so wenig für seinen Charakter als Monarch und als Kreuzfahrer schickte. Man bemerkte, daß er seinen Fuß, als geschähe es von Ungefähr, von dem entehrten Banner zurückzog, und seinen von heftiger Gemüthsbewegung zeugenden Blick mit einem, dem Anscheine nach, Ruhe und Gleichgültigkeit ausdrückenden vertauschte. Auch Leopold suchte einen gewissen Grad von Ruhe zu erlangen, so sehr es ihn auch kränk-

te, daß man ihn die Beschimpfung des stolzen Königs von England ruhig hatte ertragen sehen.

Philipp, der manche jener königlichen Eigenschaften besaß, um derentwillen seine Unterthanen ihn den Ehrwürdigen (auguste) nannten, konnte der Ulysses, so wie Richard unstreitig der Achilles des Kreuzzuges heißen. Der König von Frankreich war scharfsichtig, weise, besonnen im Rathe, fest und ruhig im Handeln, erkannte die Maßregeln, die dem Interesse seines Königreichs am förderlichsten waren, deutlich, und verfolgte sie mit Standhaftigkeit — würdevoll und königlich in seinem Betragen, war er persönlich tapfer, aber mehr Staatsmann als Krieger. Zu dem Kreuzzuge würde er sich nicht aus freier Wahl entschlossen haben; allein der Geist der Zeit war ansteckend, und er wurde zu der Expedition durch die Kirche und den einstimmigen Wunsch seines Adels genöthiget. In jeder andern Lage, oder in einem milderen Zeitalter würde sein Charakter höher gestanden seyn, als der des kühnen Richard Löwenherz. Allein bei dem Kreuzzuge, einem an und für sich selbst ganz unvernünftigen Unternehmen, war ein gesunder Verstand diejenige Eigenschaft, die unter allen andern am wenigsten geschätzt wurde, und die ritterliche Tapferkeit, die sowohl das Zeitalter als die Unternehmung forderten, wurde als entwürdigt betrachtet, wenn ihr der geringste Anflug von Weltklugheit beigesellt war. So erschien Philipps Verdienst, mit dem seines stolzen Ne-

benbuhlers in Vergleichung gebracht, als die klare aber kleine Flamme einer Lampe neben dem Glanze einer großen brennenden Fackel, die nicht halb so nützlich ist, allein zehnmal mehr Eindruck auf das Auge macht. Philipp fühlte den niedrigern Rang, den er in der öffentlichen Meinung einnahm, mit dem natürlichen Aerger eines stolzen Fürsten, und man darf sich daher nicht wundern, wenn er die sich ihm darbietenden Gelegenheiten dazu benützte, seinen Charakter in einen vortheilhafteren Contrast mit dem seines Nebenbuhlers zu setzen. Die gegenwärtige gehörte, wie es schien, zu denjenigen, bei welchen Klugheit und Ruhe sich vernünftigerweise den Sieg über Hartnäckigkeit und ungestüme Gewaltthätigkeit versprechen durften.

„Was bedeutet dieser ungeziemende Streit zwischen den geschworenen Brüdern des Kreuzes — der königlichen Majestät von England und dem fürstlichen Herzog Leopold? Wie ist es möglich, daß diejenigen, welche die Anführer und Pfeiler dieser heiligen Unternehmung sind —

„Still, mit deinen Einwendungen, Frankreich," sagte Richard, innerlich darüber ergrimmt, daß er mit Leopold gewissermaßen auf gleichen Fuß gestellt ward, allein nicht wissend, wie er seinen Zorn darüber auslassen sollte. — „Dieser Herzog, oder Fürst, oder Pfeiler, wenn Ihr wollt, war unverschämt, und ich habe ihn gezüchtigt, — das ist Alles. Hier ist ein Auf-

lauf, weil man einem Hunde einen Tritt gegeben hat!"

„König von Frankreich," sagte der Herzog, „ich appellire an Euch, und jeden souverainen Fürsten gegen die unwürdige Behandlung, die ich erduldet habe. Dieser König von England hat mein Panier niedergeworfen, zerrissen und mit Füßen getreten."

„Weil er die Kühnheit hatte, es neben dem Meinigen aufzupflanzen," sagte Richard.

„Mein Rang, der dem deinen gleich, berechtigte mich dazu," erwiederte der Herzog, durch Philipps Gegenwart kühn gemacht.

„Behaupte eine solche Gleichheit für Deine Person," sagte König Richard, „und beim heiligen Georg, ich will mit Dir umgehen, wie mit Deinem gestickten armseligen Lappen."

„Nur Geduld, Bruder von England," sagte Philipp, „und ich will Oesterreich sogleich zeigen, da es in dieser Sache Unrecht hat. — Glaubt nicht, edler Herzog," fuhr er fort, „daß wir, die unabhängigen Fürsten des Kreuzzuges, dem königlichen Richard irgend ein Uebergewicht über uns dadurch zugestehen, daß wir der englischen Standarte erlauben, den höchsten Punkt in unserm Lager einzunehmen. Es wäre widersinnig dieß anzunehmen, da sogar die Oriflamme selbst — das große Banner Frankreichs, gegen das der König Richard selbst, in Betracht seiner französischen Besitzungen, nur ein Vasall ist, gegenwärtig einen nie-

drigern Platz, als die Löwen Englands einnimmt. Allein als geschworene Brüder des Kreuzes, als kriegerische Pilgrimme, die den Pomp und Stolz dieser Welt verachten und sich mit ihren Schwerdtern den Weg nach dem heiligen Grabe bahnen, habe ich selbst und die andern Fürsten dem König Richard, aus Achtung für seinen hohen Ruf und seine große Waffenthaten, diesen Vorrang zugestanden, den man ihm sonst und aus andern Beweggründen nicht gewährt haben würde. Ich bin überzeugt, daß wenn Eure königliche Gnaden dieß in Erwägung gezogen haben, Ihr Euer Bedauern darüber äussern werdet, daß Ihr Euer Panier an diesem Orte aufgepflanzt habt, und daß dann die königliche Majestät von England für den angethanenen Schimpf Genugthuung geben wird."

Der Spruchsprecher und der Possenreißer hatten sich beide in eine sichere Entfernung zurückgezogen, als es zu Schlägen zu kommen schien; allein sie kehrten zurück, als sie sahen, daß Worte, ihre eigene Waare, wieder an die Tagesordnung kamen.

Der Mann der Sprichwörter war so erfreut über Philipps kluge Rede, daß er am Schlusse derselben seinen Stab schüttelte, und der hohen Personen, in deren Nähe er sich befand, so sehr vergaß, daß er unverholen erklärte, er habe selbst in seinem ganzen Leben nie etwas Weiseres gesagt.

„Das mag seyn," flüsterte Jonas Schwanker, „al-

lein man wird uns peitschen, wenn Ihr so laut sprecht."

Der Herzog antwortete verdrießlich, er überlasse die Entscheidung des Streites der Bundesversammlung des Kreuzzuges — ein Antrag, dem Philipp seinen ganzen Beifall schenkte, weil er ihn für geeignet hielt, ein der Christenheit höchst schmerzliches Aergerniß aus dem Wege zu räumen.

Richard hörte, seine bisherige nachlässige Stellung beibehaltend, dem Könige Philipp zu, bis dessen Beredtsamkeit erschöpft schien; dann sagte er laut: „ich bin schlaftrunken — dieses Fieber hängt noch an mir, Bruder von Frankreich; Du kennst meine Laune und weißt, daß ich zu allen Zeiten nur wenig Worte übrig habe — vernimm daher ohne Umschweife, daß ich eine Sache, welche England so nahe angeht, weder einem Fürsten noch dem Pabste, noch irgend einer Rathsversammlung vorlegen will. Hier steht mein Banner — was immer für eine Fahne drei Schritte von ihr weg aufgepflanzt wird, ja wäre es die Oriflamme selbst, von der Ihr, glaube ich, so eben gesprochen habt, sie soll wie dieser entehrte Lumpen behandelt werden; auch will ich keine andere Genugthuung geben, als die, welche diese armen Glieder einem kühnen Herausforderer in den Schranken gewähren können, ja wäre es auch gegen fünf Kämpfer statt gegen einen."

„Aber das heiße ich," flüsterte der Lustigmacher seinem Gefährten zu, „ein so musterhaftes Probe-

stück von Narrheit, als wenn ich es selbst gesagt hätte, — doch kann es vielleicht, denke ich, in dieser Sache noch einen größern Narren geben, als Richard!" —

„Und wer mag das seyn," fragte der Mann der Weisheit?

„Philipp" sagte der Possenreißer, „oder unser eigener königlicher Herzog; sollte einer oder der andere von ihnen die Herausforderung annehmen. — Aber o, höchst weiser Spruchsprecher, was für treffliche Könige würden wir abgegeben haben, da diejenigen, auf deren Häupter diese Kronen zugefallen sind, den Sprichwortkrämer und den Narren eben so gut spielen können, als wir selbst!"

Während diese Helden ihre Amtsdienste auf solche Art in einiger Entfernung von der Hauptscene verrichteten, antwortete Philipp auf die fast ehrenrührige Herausforderung Richards: „Ich kam nicht hieher, um neuen Streit anzufangen, und dadurch unsern Eid und die heilige Sache, der wir uns geweiht haben, zu verletzen. Ich scheide von meinem Bruder von England, wie Brüder von einander scheiden, und über keinen andern Punkt soll zwischen den Löwen von England und den Lilien von Frankreich ein Streit statt finden, als darüber, wer am tiefsten in die Reihen der Ungläubigen eindringen wird."

„Es sey so, mein königlicher Bruder," sagte Richard, und reichte ihm die Hand mit der ganzen Freimüthigkeit und Offenheit, die seiner raschen, aber edeln Gemüthsart eigen war; „und bald werden wir Gelegenheit haben, diesen tapfern brüderlichen Wettstreit zu versuchen."

„Laßt diesen edeln Herzog auch an der Freundschaft dieses glücklichen Augenblicks Theil nehmen," sagte Philipp; und der Herzog näherte sich halb mürrisch, halb willig, um einigen Vergleich mit ihm einzugehen.

„Ich achte die Thoren und ihre Thorheit nicht," sagte Richard gleichgültig, und der Herzog kehrte ihm den Rücken und entfernte sich. Richard blickte ihm nach und sagte: „es gibt eine Art von Glühwurmsmuth, der sich bloß bei Nacht zeigt. Ich darf dieses Panier in der Dunkelheit nicht unbewacht lassen; — bei Tag wird es schon der bloße Blick des Löwen vertheidigen. Hier, Thomas von Gilsland, deiner Obhut vertraue ich die Fahne an — wache über die Ehre Englands!"

„Englands Sicherheit ist mir noch theurer," sagte de Vaux „und Richards Leben ist Englands Sicherheit. — Ich muß mit Eurer Majestät in's Zelt zurück, und das ohne weitere Zögerung."

„Du bist ein rauher und anmaßender Krankenwärter, de Vaux," sagte der König lächelnd, und dann fügte er, sich an Sir Kenneth wendend, hinzu:

„tapferer Schotte, ich bin Dir einen Lohn schuldig, und ich will Dir ihn reichlich bezahlen. Hier steht Englands Banner, bewache es, wie ein junger Krieger seine Rüstung in der Nacht, ehe er zum Ritter geschlagen wird, weiche auf drei Speereslängen nicht von ihm, und vertheidige es mit deinem Körper gegen Schimpf und Beschädigung — Blase in dein Horn, wenn du von mehr, als drei Mann zugleich angefallen wirst. Uebernimmst du dieses Amt?"

„Sehr gerne," sagte Kenneth, „und ich will mein Leben verwirkt haben, wenn ich ihm nicht getreulich vorstehe. Ich will nur meine Waffen anlegen, und werde sogleich wieder zurückkommen."

Die Könige von Frankreich und England nahmen hierauf förmlich von einander Abschied, und verbargen unter einem Anscheine von Höflichkeit die Beschwerden, die sie gegen einander zu führen hatten — Richard gegen Philipp wegen der, seiner Meinung nach, zudringlichen Vermittlung zwischen ihm und dem Herzoge von Oesterreich, und Philipp gegen Richard, wegen der unehrerbietigen Art, auf welche seine Vermittlung aufgenommen worden war. Diejenigen, welche dieser Auftritt versammelt hatte, entfernten sich nun nach verschiedenen Richtungen, und ließen den bestrittenen Berg in der Einsamkeit hinter sich, die bis zu der österreichischen Pralerey darauf geherrscht hatte. Die Leute beurtheilten die Ereignisse des Tages nach ihren verschiedenen Gesinnungen.

Während die Engländer den Oestreicher beschuldigten, daß er die erste Veranlassung zum Streite gegeben habe, so warfen die Krieger anderer Nationen einstimmig die größere Schuld auf den insularischen Hochmuth und den anmaßenden Charakter des Königs Richard. „Du siehst," sagte der Marquis von Montserrat zu dem Großmeister der Tempelritter, „daß durch Schlauheit und Klugheit sich mehr ausrichten läßt, als durch offene Gewalt. Ich habe die Bande schlaffer gemacht, die diesen Bündel von Sceptern und Lanzen zusammenhielten. — Du wirst sie in Kurzem ganz auseinander fallen sehen."

„Ich würde deinen Plan gut genannt haben, sagte der Tempelherr," wäre nur Ein muthiger Mann unter jenen kaltblütigen Oesterreichern gewesen, der die Bande, von denen Ihr sprecht, mit seinem Schwerdte zu zerhauen gewagt hätte; — ein locker gemachter Knoten kann wieder festgeknüpft werden, allein nicht so der in Stücken gehauene Strick.

Siebentes Kapitel.

In den Tagen des Ritterthums war ein gefährlicher Posten, oder ein gefahrvolles Unternehmen eine Belohnung, die nicht selten der kriegerischen Tapferkeit, als eine Vergütung für frühere Prüfungen, zu Theil wurde. Es war Mitternacht, und der Mond stand

klar und hoch am Himmel, als ich Kenneth von Schottland auf dem St. Georgsberge neben dem Banner Englands, eine einsame Schildwache, befand, um das Sinnbild jener Nation gegen die Angriffe zu vertheidigen, auf welche die Tausende, die sich Richard durch seinen Stolz zu Feinden gemacht hatte, sinnen mochten. Hohe Gedanken stürmten nacheinander durch die Seele des Kriegers. Er glaubte einige Gunst in den Augen des ritterlichen Monarchen gewonnen zu haben, der ihn bisher unter der Menge der tapfern Leute, die sein Ruhm unter seine Fahnen gerufen, noch nicht ausgezeichnet hatte; und er bekümmerte sich wenig darum, daß der ihm ertheilte Beweis der königlichen Gunst darin bestand, daß er auf einen solchen gefährlichen Posten gestellt wurde. Die Gluth seiner ehrgeizigen und kriegerischen Liebe entflammte auch seinen Enthusiasmus. So hoffnungslos auch diese Anhänglichkeit fast in allen denkbaren Umständen war, so verminderten doch die kürzlich eingetretenen den Abstand zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Liebe einigermaßen. Er, dem Richard die Auszeichnung, die er jetzt genoß, verliehen hatte, war nun nicht mehr ein unbedeutender Abentheuerer, sondern hatte den Blick einer Fürstin auf sich gezogen, obschon er ebenso wenig, als vorher, auf gleicher Höhe mit ihr stand. Ein unbekanntes und dunkles Schicksal konnte nun nicht sein Loos seyn. Wurde er auf den ihm angewiesenen Posten überfallen und getödtet, so mußte

sein Tod — und er war entschlossen, ihn glorreich zu machen — sowohl Richards Lob verdienen, als seine Rache erwecken, und das Bedauern, ja selbst die Thränen der hochgebornen Schönheiten des englischen Hofes zur Folge haben. Er durfte jetzt nicht mehr fürchten, daß er sterben werde, wie ein Thor stirbt.

Sir Kenneth hatte Muße genug, um diesen und anderen hochfliegenden Gedanken nachzuhängen, die durch jenen wilden, ritterlichen Geist genährt wurden, der in seinen kühnsten und verwegensten Aufflügen doch rein von jedem selbstsüchtigen Beysatze war — edel, fromm, und vielleicht nur in soweit tadelnswerth, als er Dinge und Unternehmungen vorschlug, die sich mit den Schwachheiten und Unvollkommenheiten unserer Natur nicht vertragen. Die ganze Natur um ihn her schlief im ruhigen Mondscheine, oder im tiefen Schatten. Die langen Reihen der Zelte und Pavillons, die einen lichten oder dunkeln Anblick gewährten, je nachdem sie in dem Mondlichte, oder im Schatten lagen, waren schweigend und ruhig, wie die Straßen einer verlassenen Stadt. Neben dem Bannerspeere lag der schon erwähnte große Jagdhund, der einzige Wachtgefährte Kenneths, von dessen Wachsamkeit er zuversichtlich erwartete, daß er ihn zeitig von der Annäherung eines feindlichen Fußtritts benachrichtigen werde. Das edle Thier schien den Zweck ihrer Wache zu erkennen; denn es blickte von Zeit zu Zeit auf die reichen Falten der schweren Fahne,

und wenn der Ruf der Schildwachen von den fernen Linien und Vertheidigungswerken des Lagers ertönte, so beantwortete er ihn mit einem tiefen und nicht wiederholten Bellen, als ob er versichern wollte, daß auch er wachsam in seiner Pflicht sey. Von Zeit zu Zeit beugte er auch seinen hohen Kopf nieder, und wedelte mit dem Schwanze, wenn sein Herr bey den kurzen Gängen, die er auf seinem Posten machte, an ihm vorüberschritt; oder wenn der Ritter still und gedankenvoll dastand, auf seine Lanze gelehnt, und gen Himmel blickend, so wagte sein treuer Begleiter manchmal seine Gedanken zu stören, und ihn aus seinen Träumereien aufzuwecken, indem er seine lange rauhe Schnauze in die mit dem Panzerhandschuhe bekleidete Hand seines Herrn steckte, um eine flüchtige Liebkosung zu gewinnen. Plötzlich jedoch bellte er fürchterlich, und schien im Begriff, dahin zu rennen, wo die dickste Finsterniß lag; allein er hielt inne, bis er den Wunsch seines Herrn erfahren haben möchte.

„Wer geht da?“ sagte Sir Kenneth, als er merkte, daß etwas im Schatten vorwärts kroch.

„Im Namen Merlins und Maugis“ antwortete eine heißere, widrige Stimme, „binde deinen vierfüßigen Teufel da an, oder ich komme nicht zu Dir.“

„Und wer bist Du, der Du dich meinem Posten nähern willst?“ sagte Sir Kenneth, so scharf, als ihm immer nur möglich war, auf einen Gegenstand

blickend,

blickend, den er in einiger Entfernung sich bewegen sah, ohne jedoch seine Gestalt unterscheiden zu können.

„Nimm dich in Acht, — ich bin auf Leben und Tod hier!“

„Nimm den langbeinigen Satanas zu Dir, oder ich werde ihn mit einem Bolzen von meiner Armbrust beschwören.“

Zu gleicher Zeit hörte er einen Laut, als ob eine Armbrust gespannt würde.

„Lege Deine Armbrust bei Seite, und komm in das Mondlicht,“ sagte der Schotte, „oder bei'm heiligen Andreas, ich will Dich an den Boden heften, was oder wer Du auch seyn magst.“

Mit diesen Worten faßte er seine Lanze in der Mitte, und schwang sie, das Auge fest auf den Gegenstand geheftet, der sich ihm zu nähern schien, als ob er sie fortschleudern wollte, ein Gebrauch, den man bisweilen, obwohl nur selten, von dieser Waffe machte, wenn ein Wurfgeschoß nothwendig war. Er schämte sich jedoch seines Vorsatzes, und senkte seine Waffe auf den Boden, als, gleich einem die Bühne betretenden Schauspieler, vom Schatten in's Mondlicht ein verkrüppeltes häßliches Geschöpf trat, das er an seinem phantastischen Anzuge und seiner Mißgestalt, selbst in einiger Entfernung schon, für die männliche der beyden Zwergs-Gestalten erkannte, die er in der Kapelle zu Engaddi gesehen hatte. Da er sich in demselben Augenblicke an die andern, und ganz verschiedenen Erscheinungen jener außerordentlichen Nacht erinnerte, so gab er seinem Hunde ein Zeichen. Dieser verstand es augenblicklich, kehrte zu der Standarte zurück, und legte sich mit einem erstickten Knurren neben sie nieder.

Der kleine mißgestaltete Miniatur-Mensch, der sich nun gegen einen so furchtbaren Feind geschützt sah, kam keuchend die Anhöhe herauf, was die Kürze seiner Füße ihm etwas beschwerlich machte, und als er oben auf der Platform angelangt war, nahm er

die kleine Armbrust, die dem Spielzeuge ähnlich war, womit die Kinder zu jener Zeit kleine Vögel schießen durften, in die linke Hand, gab sich ein würdevolles Ansehen, und reichte dem Ritter seine rechte Hand mit großer Anmuth hin, als ob er erwartete, daß er sie küssen werde. Als aber dieß nicht erfolgte, fragte er in einem bittern und ärgerlichen Tone: „warum bringst Du dem Nebectamus die seiner Würde gebührende Huldigung nicht dar? — oder ist es möglich, daß Du ihn vergessen hast?"

„Großer Nebectamus," antwortete der Ritter, der die üble Laune des Zwerges zu besänftigen wünschte, „das wäre etwas Schwieriges für jeden, der Dich nur einmal gesehen hat. — Verzeihe mir jedoch, daß ich als Soldat auf meinem Posten, und mit der Waffe in der Hand, einem Manne von Deiner Macht den Vortheil nicht geben kann, in den Bezirk meiner Wache zu kommen, oder sich meiner Waffe zu bemächtigen. Es genüge, daß ich Deine Würde verehre, und mich Dir so demüthig unterwerfe, als es einem Krieger an meiner Stelle nur immer möglich ist."

„Es soll genügen," sagte Nebectamus, „wenn Ihr mich augenblicklich zu denen begleitet, die mich hieher geschickt haben, um Euch vorzuladen."

„Großer und mächtiger Herr," erwiederte der Ritter, „hierin kann ich Dir nicht willfahren; denn ich habe den Befehl, bei diesem Paniere zu bleiben, bis der Tag anbricht — ich bitte Dich daher, mich auch in dieser Sache zu entschuldigen."

Nachdem er dieses gesagt, setzte er sein Auf- und Niedergehen auf der Platform fort; allein der Zwerg ließ ihn nicht so leicht seiner Zudringlichkeit ausweichen.

„Hört," sagte er, sich vor Sir Kenneth hinstellend und ihm den Weg vertretend, „entweder gehorcht mir, Herr Ritter, als durch Pflicht gebunden, oder ich will Euch den Befehl im Namen einer Person ertheilen, deren Schönheit die Genien aus ihrer Sphäre rufen

und deren Hoheit das unsterbliche Geschlecht, von dem sie abstammen, beherrschen könnte."

Eine kühne und unwahrscheinliche Muthmaßung stieg in der Seele des Ritters auf, allein er unterdrückte sie; unmöglich, dachte er, konnte die Dame seines Herzens ihm eine solche Botschaft durch einen solchen Boten geschickt haben; — doch zitterte seine Stimme, als er sagte: — „Wohlan, Nebectamus, sage mir gerade heraus, und als ein aufrichtiger Mann, ob die erhabene Dame, von der Du sprichst, eine andere ist, als die Houri, mit deren Beistand ich Dich die Kapelle zu Engaddi ausfegen sah?"

„Wie, vermessener Ritter," erwiederte der Zwerg, „glaubst Du, die Herrin unserer königlichen Neigungen, die Theilnehmerin unserer Größe und unserer Holdseligkeit würde sich so sehr erniedrigen, um einem solchen Dienstmann, wie Du bist, einen Auftrag ertheilen zu lassen! Nein, so hoch Du auch geehrt seyn magst, so hast Du doch noch nicht die Aufmerksamkeit derjenigen verdient, von deren hohem Sitze aus selbst Fürsten nur Pygmäen scheinen. Aber sieh' hieher! und je nachdem Du dieses Zeichen anerkennst oder nicht anerkennst, gehorche oder verschmähe die Befehle derjenigen, die in der That sich herabgelassen hat, sie Dir zu ertheilen."

„Mit diesen Worten legte er dem Ritter einen Rubinring von großem Werthe in die Hand, den er selbst in dem Mondlichte ohne Schwierigkeit für den erkannte, der gewöhnlich den Finger der hochgebohrnen Dame zierte, deren Dienste er sich geweiht hatte. Hätte er an der Wahrheit des Zeichens zweifeln können, so würde er durch die kleine, aus einem fleischfarbigen Bande gebildete Schleife, die an den Ring befestigt war, überzeugt worden seyn. Dieß war die Lieblingsfarbe seiner Dame, und mehr als einmal hatte er der Fleischfarbe, indem er sie für seine eigene Livrea annahm, den Triumph über andere Farben in den Schranken und in der Schlacht verschafft.

Der Ritter ward fast sprachlos, als er ein solches Zeichen in solchen Händen sah, während der Zwerg in einem triumphirenden Tone halblaut lachend, und seinen großen unförmlichen Kopf schüttelnd, ausrief: „Jetzt verschmähe meine Befehle, — jetzt sey ungehorsam gegen meine Aufforderungen — jetzt zweifle, daß ich Arthur von Tintagel bin, der das Recht hat, der ganzen brittischen Ritterschaft zu gebieten."

„Im Namen alles dessen, was heilig ist, von wem empfingst Du dieses Zeichen?" sagte der Ritter; „ordne, wenn Du kannst, Deinen zerrütteten Verstand auf einige Minuten, und nenne mir die Person, die Dich gesandt hat, so wie den wahren Zweck Deiner Sendung, und bedenke wohl, was Du sagst; denn diese Sache eignet sich nicht zu Possen."

„Alberner und närrischer Ritter," sagte der Zwerg, „willst Du mehr von dieser Sache wissen, als daß Du mit Befehlen von einer Fürstin beehrt bist? Wir haben nicht Lust, mit Dir weiter zu unterhandeln, sondern befehlen Dir im Namen und bei der Kraft dieses Ringes, uns zu der Eigenthümerin desselben zu folgen. Jede Minute, in der Du zögerst, ist ein Verbrechen gegen Deinen Huldigungseid."

„Guter Nebectamus — denke einmal nach," sagte der Ritter, — „Kann meine Lady wissen, wo ich diese Nacht bin, und welche Pflicht ich zu erfüllen habe? — Weiß sie, daß mein Leben — doch was spreche ich von Leben — daß meine Ehre verlohren ist, wenn ich dieses Banner nicht bis Tages Anbruch bewache — und kann sie wohl wünschen, daß ich es verlasse, wäre es auch, um mich zu ihr zu begeben! Es ist unmöglich. — Die Prinzessinn will mit ihrem Diener spassen, indem sie ihm eine solche Botschaft sendet, und ich muß um so mehr diesen Glauben festhalten, als sie einen solchen Boten gewählt hat."

„Oh! bleibt bei Eurem Glauben," sagte Nebectamus, sich umwendend, als wollte er die Platform verlassen; „es gilt mir gleich, ob Ihr Euch als Ver-

räther oder als treuer Mann gegen diese königliche Dame betragt — so lebt denn wohl!"

„Bleibe, bleibe, ich bitte Dich, bleibe," sagte Sir Kenneth; „beantworte mir nur eine einzige Frage: — befindet sich das Fräulein, das Dich geschickt hat, in der Nähe dieses Ortes?"

„Was liegt daran," sagte der Zwerg; „sollte wohl die Treue nach Meilen oder Stunden rechnen, wie der arme Courier, der, je nach dem größern oder kleinern Raume, den er durchreitet, für seine Mühe bezahlt wird? Dessenungeachtet aber sage ich Dir, Du argwöhnische Seele, daß die schöne Eigenthümerin des Ringes, der jetzt einem so unwürdigen Diener, in welchem sich weder Treue noch Muth findet, gesandt wurde, nicht weiter von diesem Orte entfernt ist, als diese unsere Armbrust mit einem ihrer Bolze reichen kann."

Der Ritter blickte wieder auf den Ring, als ob er sich überzeugen wollte, daß das Kennzeichen unmöglich falsch seyn könne. — „Sage mir," sagte er zu dem Zwerge, „wird meine Gegenwart auf längere Zeit erfordert?"

„Zeit!" antwortete Nebectamus; „was nennt Ihr Zeit? Ich sehe sie nicht, ich fühle sie nicht — es ist bloß ein Schattenname — eine Reihenfolge von Athemzügen, die des Nachts durch den Schall einer Glocke, und bei Tag durch einen, über ein Zifferblatt ziehenden, Schatten abgemessen werden. Weißt Du nicht, daß die Zeit eines ächten Ritters bloß nach den Thaten berechnet werden sollte, die er für Gott und seine Dame verrichtet?"

„Worte der Wahrheit, obschon in dem Munde der Thorheit," sagte der Ritter. Und fordert mich meine Dame wirklich auf, irgend eine That in ihrem Namen und für sie zu verrichten? — Und kann sie nicht ein paar Stunden bis zum Anbruche des Tages verschoben werden?"

„Sie fordert Deine Gegenwart augenblicklich,"

sagte der Zwerg, „und ohne den Verlust von so viel Zeit, als durch zehen Körner der Sanduhr angezeigt wird. — Höre Du, kaltsinniger, und argwöhnischer Ritter; dieß sind ihre eigenen Worte:“ „„sage ihm, daß die Hand, welche Rosen fallen ließ, Lorbeeren verleihen kann.““

Diese Anspielung auf ihr Zusammentreffen in der Kapelle zu Engaddi, erweckte in Sir Kenneths Seele tausend Erinnerungen, und überzeugte ihn, daß die Botschaft des Zwerges ächt war. Die Rosenknospen, so verwelkt sie auch waren, bewahrte er immer noch unter seinem Küraß, und seinem Herzen am nächsten. Er schwieg, und konnte sich nicht entschließen, eine Gelegenheit vorüber zu lassen, die vielleicht die einzige war, die sich ihm je darbieten mochte, um Gunst in den Augen derjenigen zu gewinnen, die er zur Gebieterin seiner Neigungen eingesetzt hatte. Der Zwerg vergrößerte seine Verlegenheit, indem er darauf drang, daß er entweder den Ring zurückgeben, oder ihn augenblicklich begleiten solle.

„Halt! nur einen Augenblick halt!“ rief der Ritter, und murmelte dann vor sich hin: „bin ich eher der Unterthan oder Sclave des Königs Richard, als ein freier Ritter, der sich durch einen Eidschwur dem Dienste des Kreuzes gewidmet hat? Und wen gedachte ich zu ehren, als ich mit Lanze und Schwerdt hierher kam? Unsere heilige Sache und meine treffliche Dame!“

„Den Ring, den Ring!“ rief der Zwerg ungeduldig aus; „falscher und träger Ritter, gib den Ring zurück, denn Du bist unwürdig, ihn zu berühren oder zu betrachten.“ „Nur einen Augenblick, guter Nebectamus,“ sagte Sir Kenneth; „störe meine Gedanken nicht. — Wie, wenn die Saracenen gerade jetzt unsere Linien angriefen, sollte ich hier stehen bleiben, wie ein geschworener Vasall Englands, und dafür sorgen, daß dessen Stolz keine Demüthigungen erführe, oder sollte ich nach der Breche eilen, und für das Kreuz fechten? — Und

nächst Gottes Sache kommen die Befehle meiner königlichen Dame — aber König Richards Geheiß — mein eigenes Versprechen, Nebectamus, ich beschwöre Dich, sage mir, ob Du mich weit von hier wegführst?"

„Nur nach jenem Zelte; und da Ihr es nun einmal wissen müßt, erwiederte Nebectamus, der Mond schimmert auf die vergoldete Kugel, die sein Dach krönt, und eines Königs Lösegeld werth ist."

„Ich kann in einem Augenblicke zurückkehren," sagte der Ritter, sich verzweifelnd alle ferneren Rücksichten aus dem Sinne schlagend. „Ich kann dort das Bellen meines Hundes hören, wenn sich jemand der Fahne nähert — ich will mich meiner Dame zu Füßen werfen, und sie um die Erlaubniß bitten, zur Vollendung meiner Wache zurückzukehren. — Hier Roswell, sagte er, seinem Hunde rufend und seinen Mantel neben dem Bannerspeer niederlegend, wache Du hier, und laß niemand heran."

Der majestätische Hund blickte seinem Herrn in's Gesicht, als ob er ihn versichern wollte, daß er seinen Befehl verstehe. Dann setzte er sich neben dem Mantel nieder, mit gespitzten Ohren und aufgerichtetem Kopfe, als ob er recht wohl wüßte, zu welchem Zwecke er hier sey.

„Komm jetzt, guter Nebectamus," sagte der Ritter, „wir wollen uns beeilen, die Befehle zu vollführen, die Du gebracht hast."

„Eile, wer da will," sagte der Zwerg, in mürrischem Tone, „Du hast Dich nicht sehr beeilt, meiner Aufforderung zu gehorchen; auch kann ich nicht schnell genug gehen, um Euren langen Schritten nachzukommen — Ihr geht nicht wie ein Mensch, sondern springt, wie ein Strauß in der Wüste."

Es gab nur zwei Wege, die Hartnäckigkeit des Nebectamus zu besiegen, der während des Sprechens seinen Gang in einen wahren Schneckenschritt umwandelte; — zu Geschenken hatte Sir Kenneth die Mittel nicht; — zum Schmeicheln hatte er keine

Zeit; — in seiner Ungeduld hob er den Zwerg schnell vom Boden auf, und trug ihn trotz seiner Bitten und seiner Furcht mit sich fort, bis er dem, von dem Zwerge angezeigten Zelte nahe war. Als er sich ihm aber näherte, bemerkte er, daß eine kleine Wache von Kriegern auf dem Boden saß. Verwundert, daß das Klirren seiner Rüstung ihre Aufmerksamkeit noch nicht erregt hatte, und in der Meinung, seine Bewegung müsse bei der gegenwärtigen Gelegenheit geheim gehalten werden, setzte er den kleinen keuchenden Führer auf den Boden, damit er wieder Luft schöpfen und ihm anzeigen möchte, was zunächst zu thun wäre. Nebectamus war sowohl erschrocken als erzürnt; allein er hatte sich so vollkommen in der Gewalt des kraftvollen Ritters gefühlt, als eine Eule in den Klauen eines Adlers, und mochte ihn daher zu keiner weitern Anwendung seiner Stärke veranlassen.

Er beklagte sich daher nicht über die ihm widerfahrene Behandlung, sondern wandte sich durch das Labyrinth von Zelten und führte den Ritter stillschweigend zur entgegengesetzten Seite des Zeltes, was sie der Beobachtung der Wächter entzog, die entweder zu nachlässig oder zu schläfrig schienen, um ihre Pflicht sorgfältig zu erfüllen. Hier angekommen erhob der Zwerg den untern Theil der Leinwand des Zeltes, und gab Sir Kenneth durch ein Zeichen zu verstehen, daß er darunter hinkriechen und sich selbst ins Innere des Zeltes einführen solle. Der Ritter zögerte; denn er hielt es für unanständig, auf diese Weise heimlich in ein Zelt zu schleichen, das ohne Zweifel zur Bequemlichkeit edler Damen errichtet war; allein er erinnerte sich an das sichere Zeichen, das ihm der Zwerg übergeben hatte, und zog dann den Schluß, daß es ihm nicht zukomme, den Willen seiner Dame zu bestreiten.

Er bückte sich also, kroch unter dem leinwandenen Umhange des Zeltes hin, und hörte, wie der Zwerg ihm leise zuflüsterte: „Bleibe da, bis ich Dich rufe."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Erzählungen von den Kreuzfahrern

Bd.: 2,2

Stuttgart 1826

P.o.angl. 574 t-6/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752866-2